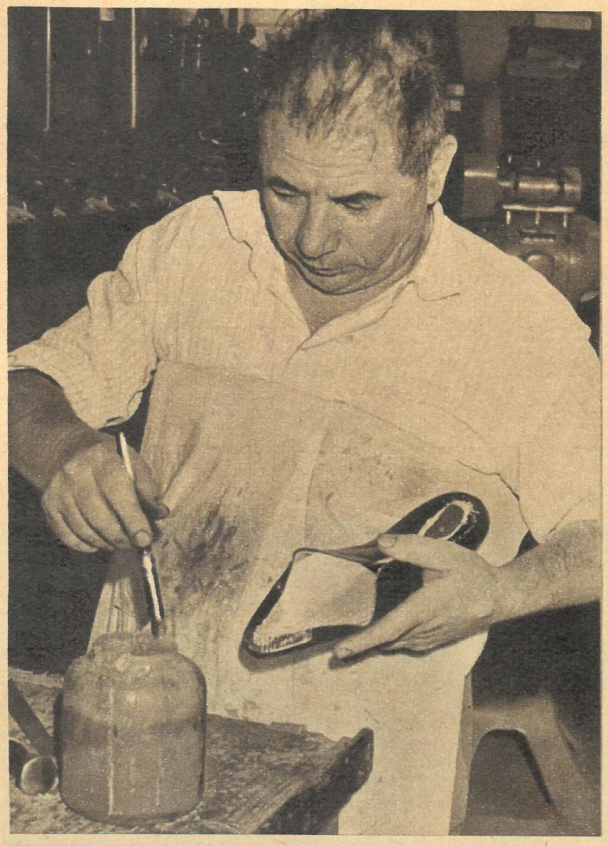
48
4. Novemberheft 1964

ZB
ZEIT IM BILD

ERSTE SKIHASEN AM FICHTELBERG

Foto Friedemann



Brief aus Rom
von unserem Korrespondenten
Guiseppe Lualdi

Der weiße Tod von Vigevano

Etwa 30 Kilometer von Mailand entfernt liegt die kleine Stadt Vigevano. Der Ort hat eine bedeutende Industrie. Die Waren, die dort hergestellt werden, sind überall begehrt, sie werden in alle Welt exportiert: Schuhe. Vigevano ist ein Zentrum der italienischen Schuhindustrie. Etwa die Hälfte der Einwohner lebt von den Schuhen. Der Druck auf die Löhne macht die italienischen Schuhe auf dem Weltmarkt billig. In Vigevano gibt es große Fabriken, wie Ital-Nord, die rund 500 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Aber es gibt auch viele Mittel- und Kleinbetriebe sowie das Heer von Heimarbeitern. Besucht man eine Schuhfabrik oder einen Heimbetrieb, sieht man den Männern und Frauen bei der Arbeit zu, ahnt man nicht, daß hier irgendwo der Tod lauert. Man sieht Mädchen Formen schneiden, an Maschinen hantieren oder das Oberleder an die Sohlen kleben. Immer wieder fahren die Kleber mit einem Pinsel in den mit einer Klebemasse gefüllten Topf und bestreichen das Leder.

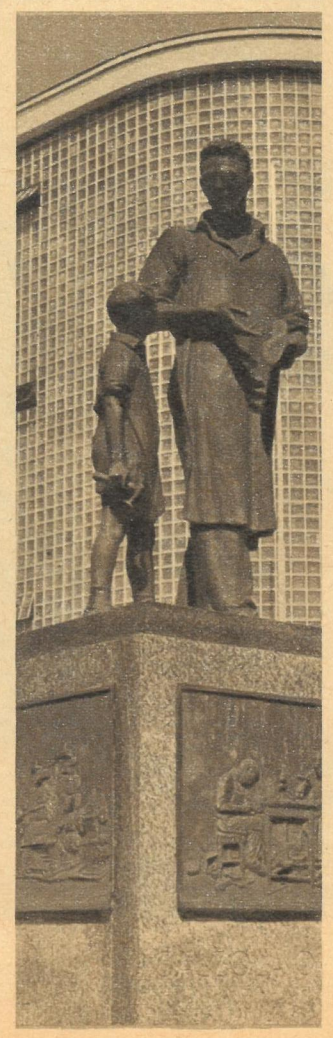
Je mehr sie leisten, desto mehr Lohn gibt es am Wochenende, desto mehr Geld bringt auch der Heimarbeiter nach Hause. Je mehr Benzol der Klebemasse beigefügt wird, desto rascher klebt das Leder zusammen. Und so geben die Arbeiter und Arbeiterinnen, die Angehörigen der kleinen Heim- und Familienbetriebe entgegen den Vorschriften mehr Benzol in den Topf und fordern damit den weißen Tod heraus. Er kommt leise und unverdächtig auf seine Opfer zu. Erste Zeichen seiner Nähe ist die immer stärker werdende Blässe der Arbeiter und Arbeiterinnen, die solche Benzoldämpfe einatmen. Die Folge, zu spät erkannt, Leukämie – der weiße Tod von Vigevano. Vierzehn Menschenleben forderte er in letzter Zeit.

Ein dreijähriges Mädchen wurde das Opfer des Benzols und starb. Vater und Mutter waren Heimarbeiter. Sie saßen an dem Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und arbeiteten. Immer wieder einmal goß der Vater aus einem Blechkanister eine wasserklare Flüssigkeit in den Klebstoff. Den Geruch, der sich in der Stube ausbreitete, beachteten die Eltern kaum, sie hatten sich schon daran gewöhnt. Die fertigen Schuhe kamen in einen Weidenkorb, und wenn Vater und Mutter genug beisammen hatten, dann lieferte der Mann die Schuhe in der Fabrik ab. Die Kleine wurde von Woche zu Woche blasser, immer war das Kind müde. Die Kleine starb an den Benzoldämpfen. Die Kunst der Ärzte kam zu spät.

In Vigevano gibt es 600 Heimwerkstätten. Eine von ihnen gehörte dem sechzig Jahre alten Paolo Sala. Er war Schuhmacher. Er arbeitete mit seinem Bruder zusammen. Als die Brüder Sala heirateten, arbeiteten die Frauen mit. Auch Paolo Sala ist eines der Opfer des weißen Todes, er liegt mit vielen anderen Schuharbeitern draußen auf dem Friedhof von Vigevano. Das Städtchen hat nach wie vor die meisten Leukämiefälle ganz Italiens.

Vor dem Ausstellungspalast in Vigevano steht ein Denkmal. Es ist dem italienischen Schuharbeiter gewidmet. Ein Arbeiter zeigt einem Buben einen Schuh. Im Ausstellungspalast fand kürzlich eine internationale Messe statt – „Woche der Schuhe und des Leders" wurde sie genannt. Natürlich gehörten die italienischen Schuhe wegen ihrer Qualität und ihrer hübschen Form zu den besten Exponaten. Den Besuchern, die von weither kamen, wurde klar, daß eine ganze Stadt von den hier gefertigten Schuhen lebt. Der weiße Tod, der die Schuharbeiter sterben läßt, schien nicht zu existieren.

Fotos: Autor

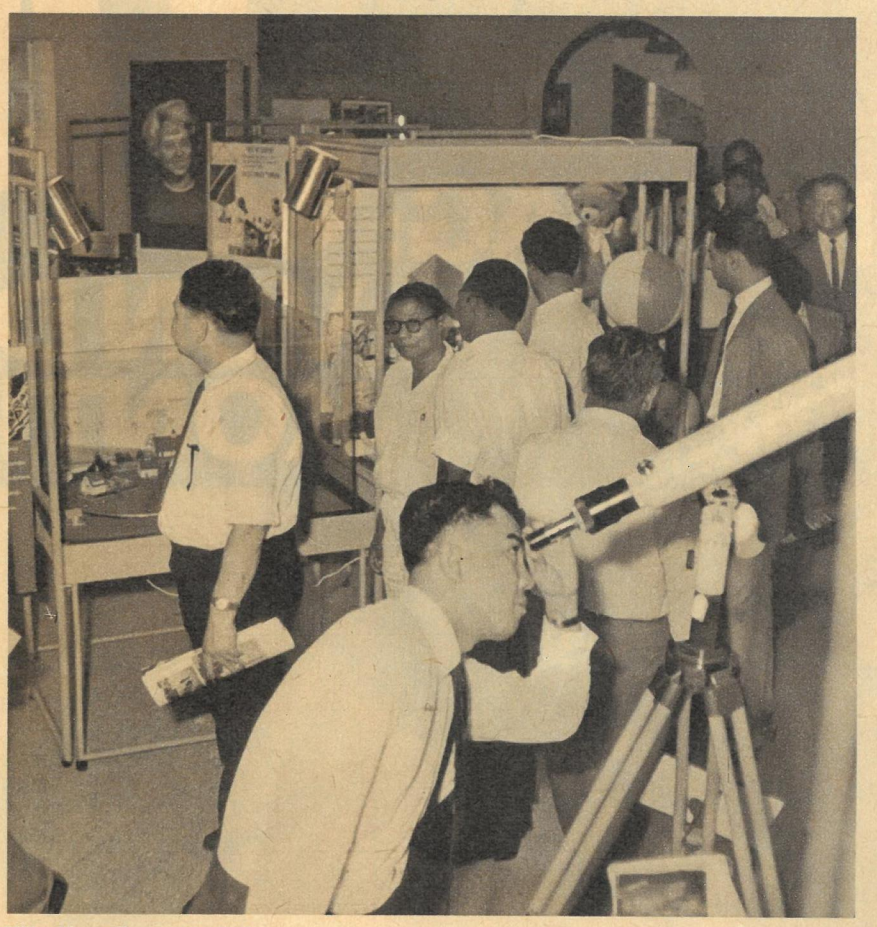


Ein Opfer des weißen Todes

Dresdener Weihnachtsstollen in alle Erdteile

Bis zum fernen Australien werden die weltbekannten Dresdener Weihnachtsstollen versandt, deren große Zeit, wie wir hier im VEB (K) Koba sehen, wieder gekommen ist. Viele Tausende dieser Leckerbissen haben bereits, in verlöteten Weißblechkanistern verpackt, ihre Reise in kalte und warme Regionen des Erdballs angetreten. Die Haltbarkeit des Stollens in seiner „Konserve": Garantiert vier Monate!

Fotos: Zentralbild, Höhne-Pohl (1)

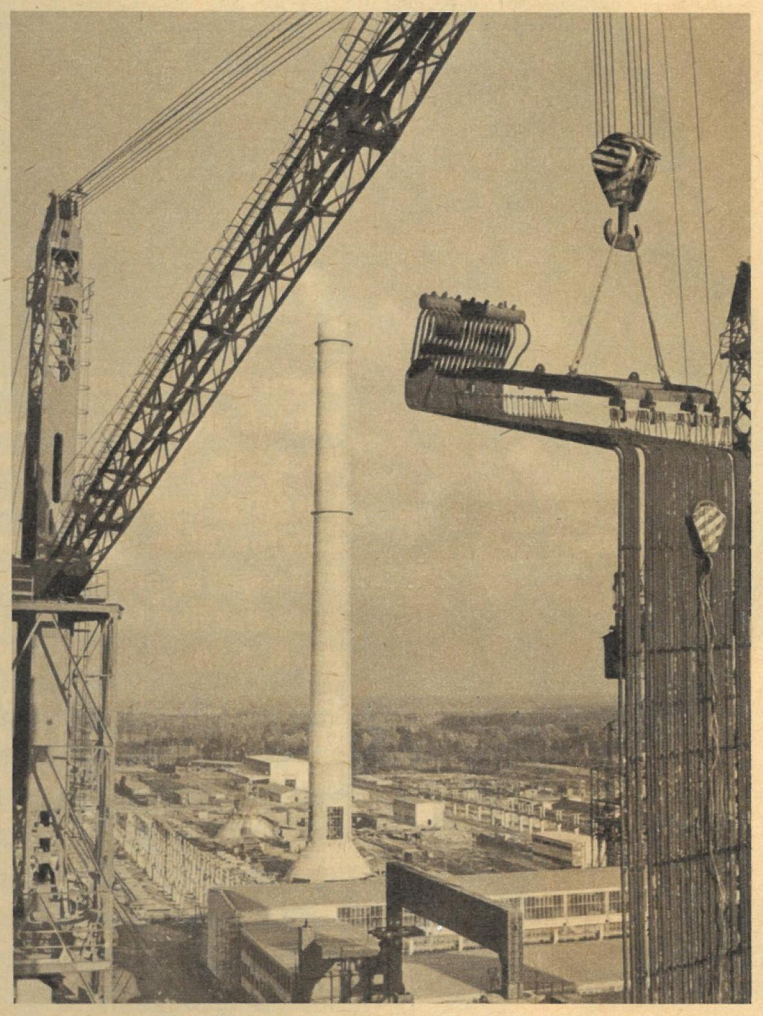


Wie ihre Freunde leben

Die ersten Gäste der inzwischen von Tausenden Interessenten besuchten Ausstellung der Deutschen Demokratischen Republik in Sansibar waren die Mitglieder des Revolutionsrates sowie im Land akkreditierte Diplomaten. Die Bilder, Tafeln und Ausstellungsstücke zeigen, wie ihre Freunde zwischen Werra und Oder leben.

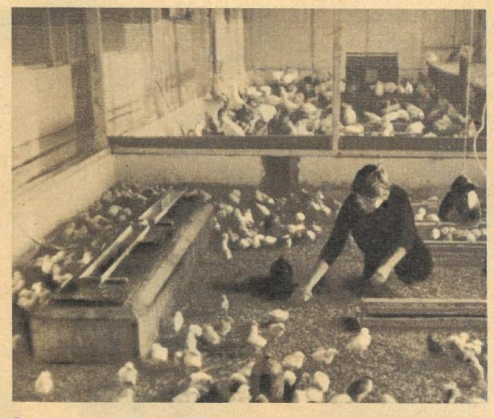
Seine Liebe gilt alten Geigen

Der polnische Professor Dr. Adam Chetnik hat einen seltenen Beruf: Er sammelt alte Musikinstrumente. Hier dienen ihm eine zweihundert Jahre alte Geige und ein Horn-Methusalem von 150 Jahren zur folkloristischen Forschung.



Endspurt der Vetschauer Bauarbeiter

Die Bauarbeiter und Monteure in Vetschau haben sich für diesen Monat vorgenommen, die erste Turbine des Kraftwerkes ans Netz anschließen zu können. Auf unserem Bild, das einen Teilabschnitt des Baues zeigt, werden Rohre in einem Dampferzeuger montiert. So wachsen unsere Giganten, wie Schwedt, Vetschau und Schwarze Pumpe, immer weiter aus Kinderschuhen und Jünglingsanzügen heraus.



Ganz auf Brathähnchen eingestellt

Einen zu dieser Jahreszeit leerstehenden Stall nutzen die Genossenschaftsbauern von Demern im Kreis Gadebusch, um 20 000 Hühner der schweren Breiler-Rasse zusätzlich zu mästen.

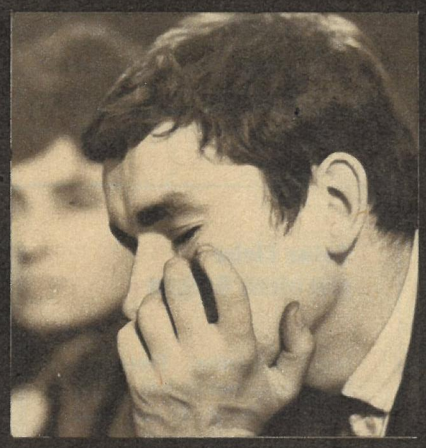
Selbst des Kaisers Charge mußte her

Zur Staffage bei der Einweihung der in der Nazi-„Ordensburg" Sonthofen (Allgäu) untergebrachten Unteroffiziersschule mußte auch ein 90jähriger Unteroffiziersschüler von „Kaisers Gnaden" herhalten.

Apartes von der Moldau

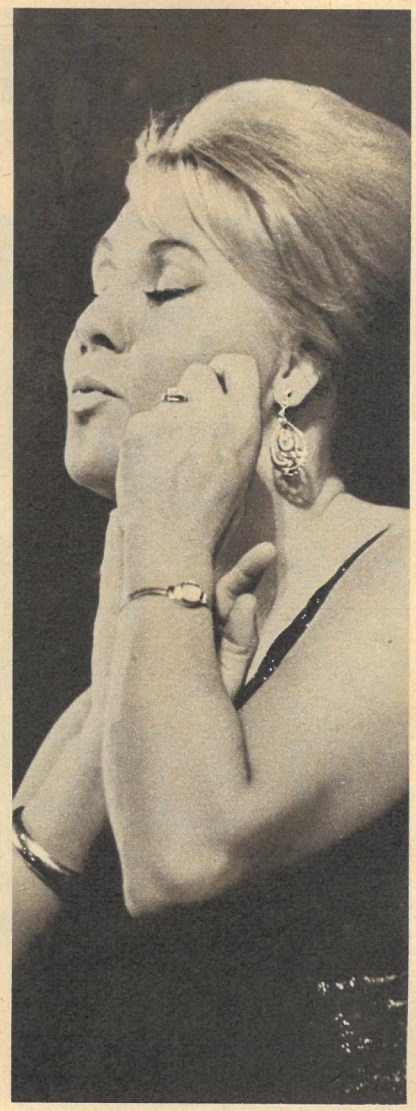
Die Prager Wintermode stellt sich mit aparten Modellen vor. Reizvoll hier das Arrangement des Perser-Streifens auf grünem Winterkostüm. Zum Tüpfelchen aufs i wird die Pelzkappe.

IN PRAG: JAZZ VON DREI KONTINENTEN



Etwas abseits vom Touristenbetrieb des Wenzelsplatzes liegt die Lucerna-Passage. Lucerna heißt auf deutsch Laterne, aber im gegebenen Falle war es eher ein Leuchtturm, der fünf Tage lang Hunderte Enthusiasten und bedeutende Künstler anlockte. Um das gute Ende an den Anfang zu stellen: Das erste Internationale Jazzfestival der ČSSR war ein solcher Erfolg, daß die geplante alljährliche Wiederholung es wahrscheinlich binnen kurzem einem anderen, schon hochberühmten Musikfest, dem „Prager Frühling", ebenbürtig an die Seite stellen wird.

Acker Bilk, England (rechts)

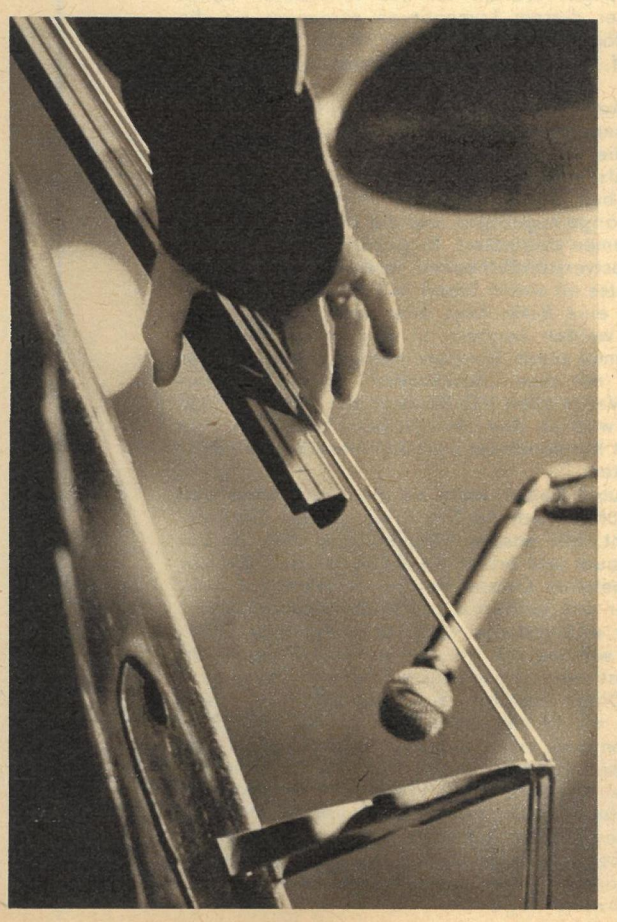


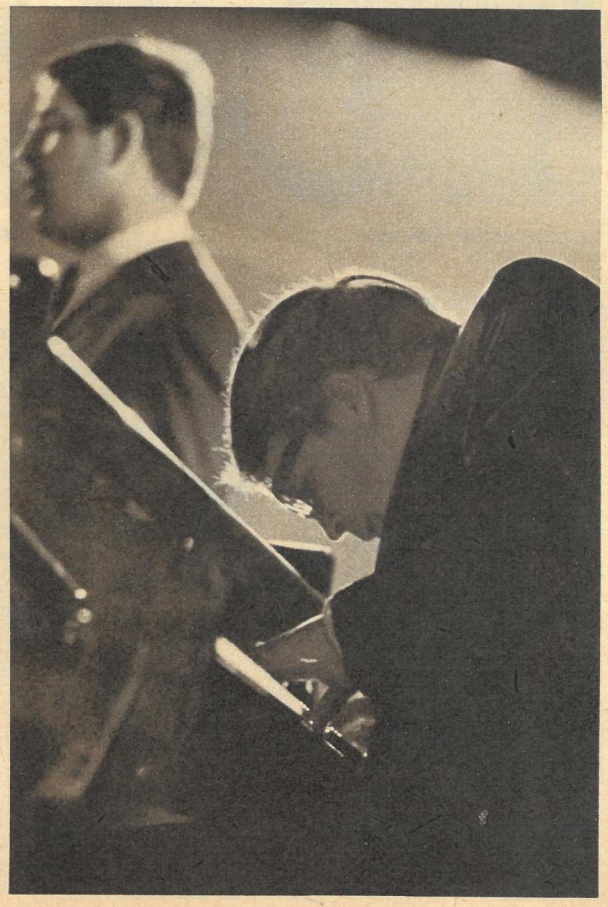
Rita Reys, Holland

Prag erlebte Jazz-Virtuosen aus Europa; Amerika und (gleichsam als Besinnen auf die Uranfänge des Jazz) ein Ensemble aus Nigeria. Übrigens konnte sich die DDR in diesem exklusiven Aufgebot durchaus sehen (und hören) lassen mit der ausgezeichneten Sängerin Ruth Hohmann und dem Manfred-Ludwig-Sextett aus Görlitz. Natürlich war auch eine ganze Anzahl einheimischer Ensembles und Solisten dabei, über die das englische Jurymitglied Dr. Erie Hobsbawm urteilte: „Mir hat Gustav Brom sehr gut gefallen. Ich glaube, hier wirken die böhmischen Blastraditionen". Diese alten Traditionen tschechischer Musizierfreudigkeit werden heute auch auf dem Gebiet des Jazz sorgfältig gepflegt. Das geht so weit, daß sogar aus dem staatlichen Förderungsfonds für Komponisten Aufträge für Jazzkompositionen vergeben werden. Leider war zum Festival die erste tschechische Jazz-Oper noch nicht premierenreif, aber Ensembles der ČSSR boten in einem Experimental-Abend Beispiele für die Verarbeitung von Elementen des Jazz in der modernen sinfonischen Musik. Wie der Präsident des Vorbereitungskomitees, der Komponist Alexej Fried, betonte, war es Ziel und Absicht der Veranstalter zu zeigen und zu beweisen, daß guter Jazz Kunst ist. Darüber hinaus sollte deutlich gemacht werden, welcher Einfluß vom Jazz auf andere Kunstgattungen, beispielsweise Pantomime, Ballett und „seriöse" Musik, ausgeht. Natürlich mußten mit dieser ersten derartigen Veranstaltung erst einmal Erfahrungen gesammelt werden; Alexej Fried sagte dazu: „Wir fanden in aller Welt großes Interesse. So kam es, daß wir weniger geplant hatten, als wir dann tatsächlich bieten konnten. Aber beim nächsten Mal werden wir eine noch strengere Auswahl treffen, schon um überlange Konzerte zu vermeiden." Die ersten Konzerte des Festivals dauerten nämlich bis zu fünf Stunden und waren für Mitwirkende und Publikum gleichermaßen eine Strapaze. Gerade deshalb muß jedoch die Begeisterung hervorgehoben werden, mit der musiziert und gehört wurde. Die Veranstalter – der tschechoslowakische Komponistenverband, Pragokonzert und der Jugendverband ČSM – können durchaus zufrieden sein und reinen Gewissens für nächstes Jahr die großen Meister des Jazz einladen: Duke Ellington, Louis Armstrong, Ella Fitzgerald . . . Zum Schluß noch einmal Mister Hobsbawm mit seiner interessanten Einschätzung: „Der Jazz hat sich in Europa eingebürgert, er ist heimisch geworden. Wir haben es wieder erlebt: Der europäische Jazz bietet sich mit einem ganz eigenen Profil dar. Die Musiker haben die Sprache gelernt, sie sind keine Imitatoren mehr."

Fotos Johannes Berndt, Text E. Ulischberger

Zbigniew Namyslowski, Polen





VON LEINWAND UND BILDSCHIRM

Die feuerrote Taube

IM DEZEMBER IN IHREM KINO

Das ist die letzte Titelparade dieses Jahres.
„Pension Boulanka" (DEFA), Erika Pelikowski, Christine Laszar, Peter Herden und Herbert Köfer in einem Kriminalfilm, der bei der Voraufführung sehr gut ankam – „Eine wahre Geschichte" (SU), mit Shanna Prochosenko, der Hauptdarstellerin der „Ballade vom Soldaten" – „Die feuerrote Taube" und „Das Mädchen mit dem Hut" (Finnland), zwei Unterhaltungsfilme, in denen wir u. a. Pirkko Manola, einen an Europas Schlagerhimmel leuchtenden Stern kennenlernen – „Das Geheimlabor" (ČSSR), ein geschichtlich und auch naturwissenschaftlich informativer Film, der populärwissenschaftlichen Charakter hat und auch durch eine gelungene Spielhandlung gefällt – „Schuß im Nebel" (SU) macht mit einem Raketenforscher bekannt, der ein ungewöhnliches Leben führt – „Drei Mädchen in Paris" (Dänemark); nach langer Pause erscheint wieder ein Streifen dänischer Produktion in unseren Kinos, der zu den leichten Unterhaltungsfilmen zählt – „Die ehrbaren Sünden" (Polen), eine gelungene Satire über volksverbundene Karmelitermönche und Reichtum scheffelnde Jesuitenritter mit spritzigem, gegenwartsbezogenem Dialog.
Für die Freunde des Ballett- und Musikfilms gibt es zwei Weihnachtsüberraschungen: „Dornröschen" (SU), eine Verfilmung der weltbekannten Ballettinszenierung der Leningrader Oper und „Der Fliegende Holländer" (DEFA), die von Joachim Hertz nach Richard Wagners Bühnenwerk geschaffene Filmoper in Totalvision.

Fotos: Progreß

Die ehrbaren Sünden

Schuß im Nebel

Drei Mädchen in Paris

KURZ UND INTERESSANT

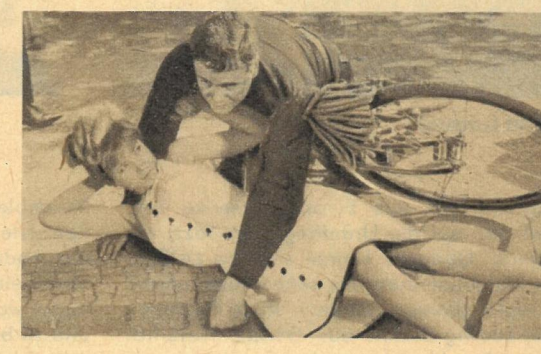
WOLF KAISER wird die Titelrolle der Fernsehinszenierung des „Don Juan" von Molière übernehmen, die Adlershof in der Bearbeitung Brechts vorbereitet.

MARINA VLADY, in aller Welt als die „Blonde Hexe" bekannt geworden, ist nach der Geburt ihres zweiten Kindes in die Ateliers zurückgekehrt. Sie übernahm die Hauptrolle des Filmes „Erste Liebe", der nach Turgenjews gleichnamiger Novelle entsteht.

SAMUEL BECKETT produziert sein absurdes Theater nun auch auf der Leinwand. Sein erster Film, der gegenwärtig in New York gedreht wird, hat weder Titel noch Handlung! Der Hauptdarsteller gestand auf Fragen der Presse: „Ich weiß auch nicht, worum es geht. Nur soviel kann ich sagen: Der Film wird 30 Minuten dauern und der erste und letzte Beckett-Streifen sein, in dem ich mitwirke."

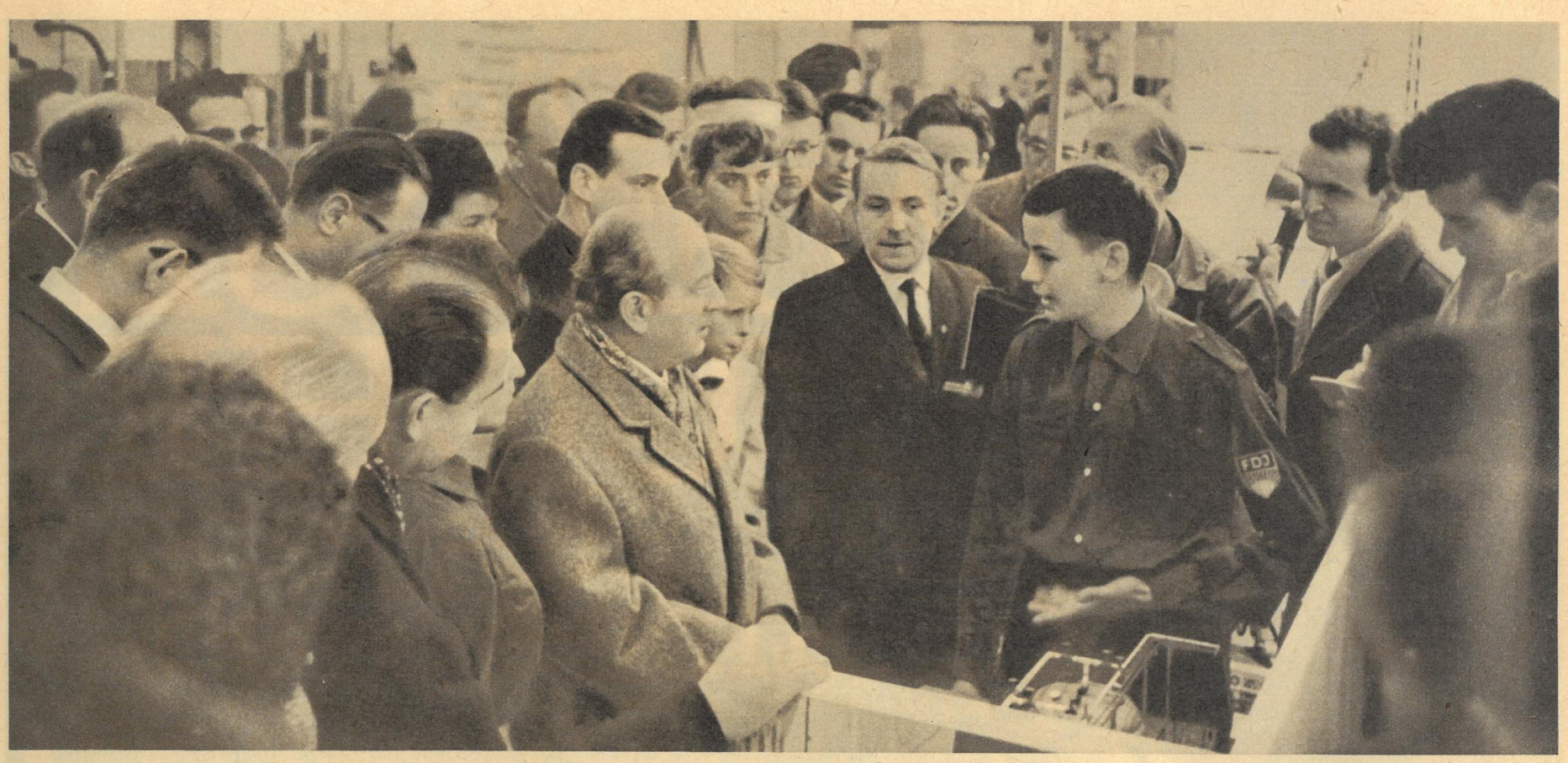
„HAMLET", Filmbeitrag der Sowjetunion zum Shakespeare-Jahr, wird in unserer Republik nun doch erst zum Beginn des neuen Jahres Premiere haben. Die notwendige gründliche Dialogregie verlängerte die Synchronisierungsarbeiten, so daß der geplante Einsatztermin verschoben werden mußte.

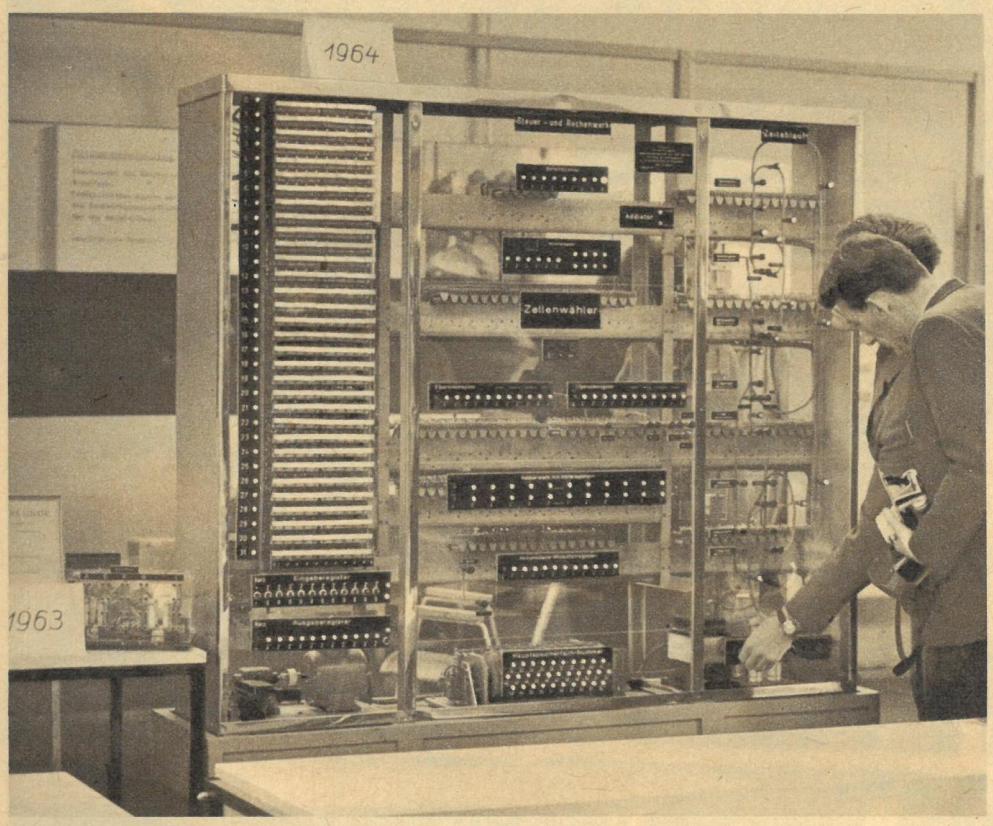
„Die Allerschönste" wird uns im Dezember in unserem Fernsehprogramm vorgestellt. Sie kommt aus Warschau, heißt Alicja Bobrowska und spielt die Titelrolle. Auch Helga Piur und Ingolf Georges werden Ihnen zur Freude in dem Fernsehfilm mit dem vielversprechenden Titel agieren.



KLEINE DINGE ERHALTEN DIE FREUNDSCHAFT

Es ist noch gar nicht allzulange her, daß bei uns die Nachfrage das Angebot bei weitem überstieg und „Dienst am Kunden" klein geschrieben wurde. Das hat sich inzwischen geändert; es herrschen „normale" Verhältnisse. Der Kundendienst hat allerdings noch nicht überall nachgezogen. Damit haben wir noch Sorgen – nicht nur bei HO und Konsum, denken wir auch an unsere Filmtheater. Wie viele Theaterleiter reden noch sehnsuchtsvoll von jenen Zeiten, da stundenlanges Warten vor den Kinokassen üblich war. Über diesem Lamentieren vergessen sie die vielen Möglichkeiten, die ihnen in die Hand gegeben sind, um einen guten Filmbesuch zu garantieren.
Wir denken nicht nur an eine einfallsreichere Werbung, sondern auch an die kleinen Dinge, die mithelfen, die „Freundschaft" des Kinopublikums zu erhalten. Als Beispiel: Auch die unscheinbarsten Stadtkinos haben Garderoben. Seit Jahren sind überall die Vorhänge zugezogen und die Kleiderablagen zu Lagerräumen degradiert. Es gehörte früher auch zu den Selbstverständlichkeiten, daß in jedem kleinen Filmtheater an einem Stand im Foyer eine Schachtel Konfekt, eine Rolle Keks oder eine Tüte Bonbons gekauft werden konnten. In den „Flohkisten", die nicht einmal einen Vorraum hatten, übernahm das Fräulein mit dem „Bauchladen" diesen Kundendienst. Wer in alten HO-Bilanzen der Jahre um 1950 blättert, wird an den Umsatzziffern feststellen, daß diese Art Kundendienst viele Kinobesucher zu schätzen wußten.
Und heute? Selbst wenn es draußen stürmt und schneit, öffnen sich die Vorhänge an den Garderoben nicht. Mit nassen Mänteln sitzt man im Zuschauerraum und brütet die Bakterien aus, die uns die so beliebte Grippe bescheren. Wem das nicht paßt, der soll gefälligst zu Hause bleiben, basta! Und wer während des Vorprogramms etwas Süßes naschen will, der soll sich das vorher überlegen und im Selbstbedienungsgeschäft nebenan besorgen! Kleine Dinge erhalten die Freundschaft – davon scheinen die Filmtheaterleiter nicht viel zu halten. Sie haben auch keine Zeit, mit Hausfrauen aus dem Wohngebiet zu sprechen, ob sie vielleicht an einem oder zwei Abenden in der Woche den Garderobendienst übernehmen oder zur Freude der Kinobesucher den kleinen Süßwarenstand betreuen könnten. Woher sollten sie diese Zeit auch nehmen. Sie müssen doch in jeder freien Minute über den Besucherschwund klagen . . .



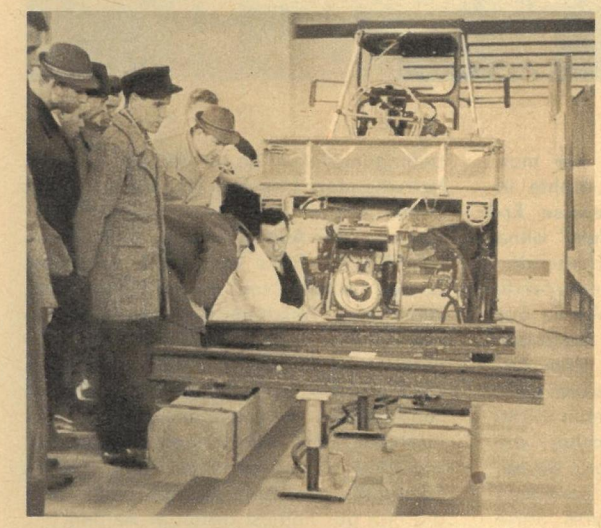


Studenten der Ingenieurschule für Stahlgewinnung in Hennigsdorf zeigen diesen digitalen Relaisrechner, den sie nach Unterlagen der TU Dresden in ihrer Freizeit herstellten. Er leistet unschätzbare Dienste für einen praxisgebundenen Unterricht. Zum Vergleich: Im vorigen Jahr zeigten sie einen kleinen handgesteuerten Rechenautomaten (links im Bild). *Fotos Buschmann / Text Dietze*

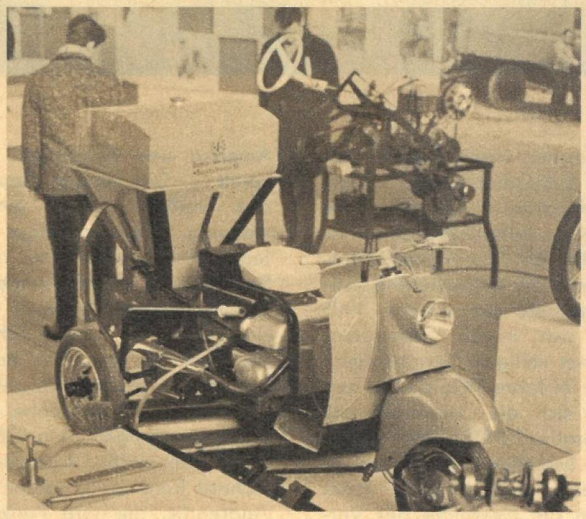
Wunderkinder

Jeder Jahrmarktausrufer könnte sein Renommee wieder aufpolieren, verkündete er lautstark vor dem Gelände der Technischen Messe in Leipzig: „Sie müssen sehen, um zu glauben." Was die 4000 jungen Neuerer mit ihren 2500 Exponaten auf der Messe der Meister von Morgen bieten, läßt der beste Werbe-Slogan nämlich nicht vermuten. Man muß wirklich gesehen haben, wie jene, die vor zwei Jahrzehnten noch in Windeln lagen, die sich vor 500 Wochen noch mit dem Hammer auf den Daumen schlugen, heute die moderne Technik in den Griff nehmen.

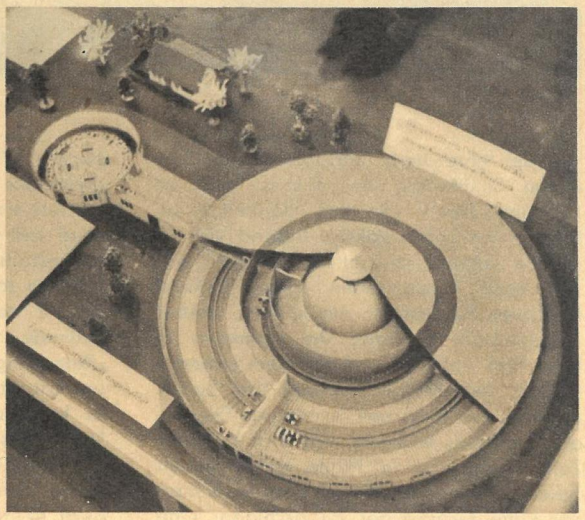
Da erklärte ein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft der Station junger Techniker und Naturforscher aus Wolfen (Durchschnittsalter 13 Jahre) dem Minister Erich Markowitsch (oben) das von ihnen gefertigte Modell für die Umstellung des Caprolactamlagers im VEB ORWO auf eine neue Technologie, als sei das die natürlichste Sache auf der Welt. Diese Modellprojektierung ersparte dem Betrieb 2300 MDN und diente als Montagehilfe. Scheinbar unscheinbar steht in dieser Schau der Millionenwerte eine Dünnschichtverdampfersäule. Es ist eine Pilotanlage zur Herstellung von Festsorbit, die von dem jungen Ingenieur Weidemann konstruiert und vom Klub junger Techniker des VEB Deutsches Hydrierwerk Rodleben gebaut wurde. Sorbit – Heilmittel gegen Zuckerkrankheit – wurde bisher in flüssiger Form hergestellt, ist aber auf dem Weltmarkt immer mehr in fester Form gefragt. Das vom Lehrlingskollektiv mit dieser Pilotanlage hergestellte Festsorbit ist dem amerikanischen Erzeugnis überlegen, besitzt Weltniveau. Der Produktionswert beträgt 1964 250 000 MDN und 1965 2 500 000 MDN. Solche Fakten könnte man beliebig aufzählen, sie offenbaren eines: Aus unseren „Wickelkindern" wurden „Wunderkinder", aus Basteleien entwickelte sich eine systematisch angewandte, moderne Technik. Was wir morgen bauen werden, zeigt diese Jugend schon heute auf ihrer Ausstellung in Leipzig.



Der Klub Junger Techniker des VEB Braunkohlenwerk Einheit, Bitterfeld, begeistert die Fachleute mit dem in der Landwirtschaft bekannten und nun für die Tagebaue nutzbar gemachten Geräteträger RS 09. Sie entwickelten Anbaugeräte, unter anderem einen Teleskopheber und eine Anbauseilwinde, mit denen Gleisbauarbeiten leichter und rationeller durchgeführt werden können.

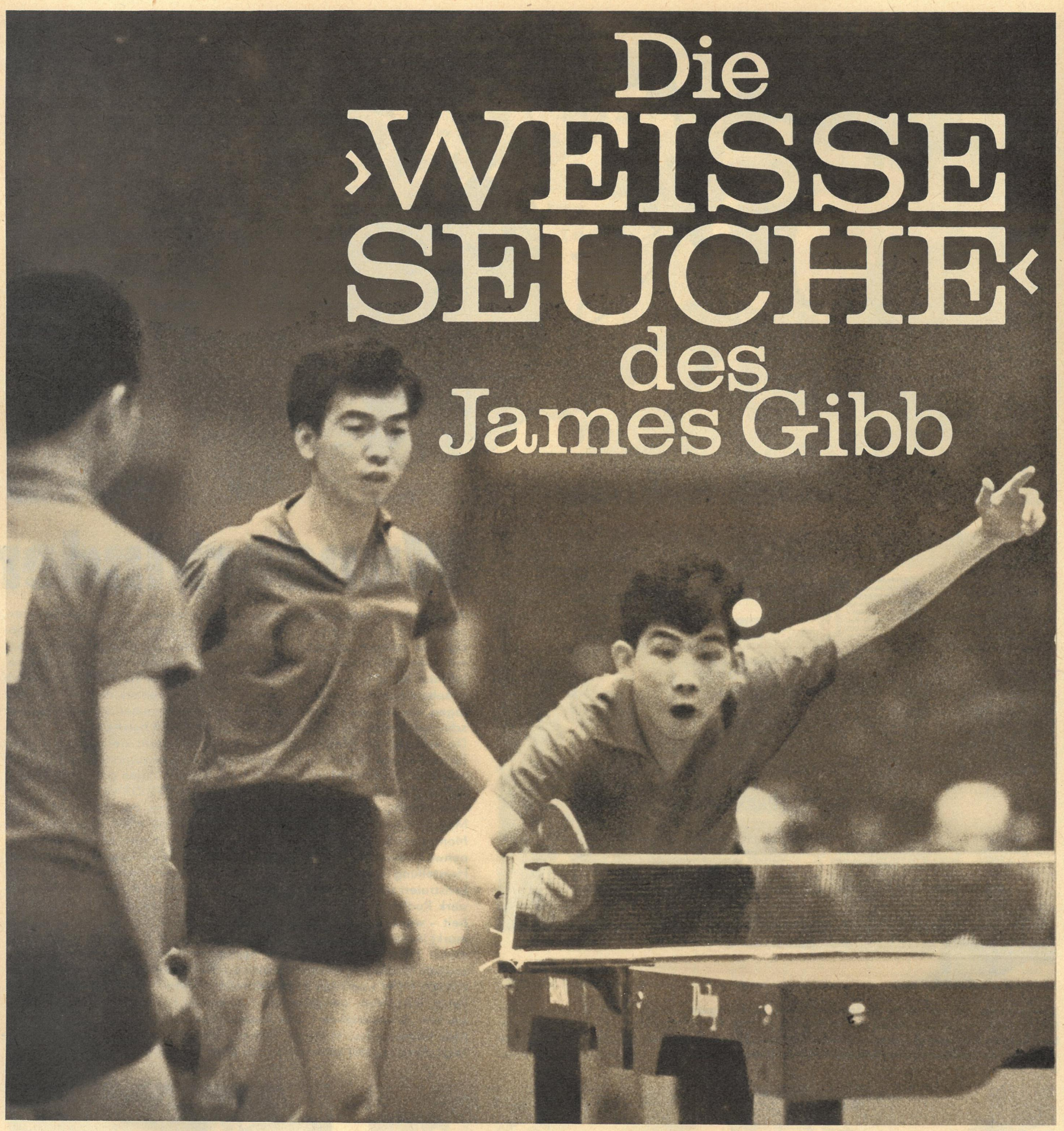


In Gemeinschaftsarbeit entwickelte ein Jugendkollektiv der PGH „Groß-Berlin" und des „KFZ Weißensee" die kombinierte Gehsteigreinigungsmaschine „SR 5" für Wohngebiete. Sie räumt, reinigt oder streut pro Stunde 6 Kilometer Gehsteig, ersetzt 20 Arbeitskräfte und darf ohne Fahrerlaubnis und polizeiliche Zulassung bedient werden. Antrieb: 150-cm³-Troll-Motor.



Die Arbeitsgemeinschaft Junge Konstrukteure aus Pasewalk offeriert das Modell einer Stallanlage mit Melkkarussell für 400 Milchkühe (mit entsprechend veränderter Inneneinrichtung für 2500 Schweine oder 10 000 Legehennen). In Leichtbauweise (mit Alu-Dach) errichtet, ergibt das 35 Prozent Materialeinsparung, 30 Prozent geringere Baukosten und 300 Prozent höhere Arbeitsproduktivität.

Die ›WEISSE SEUCHE‹ des James Gibb

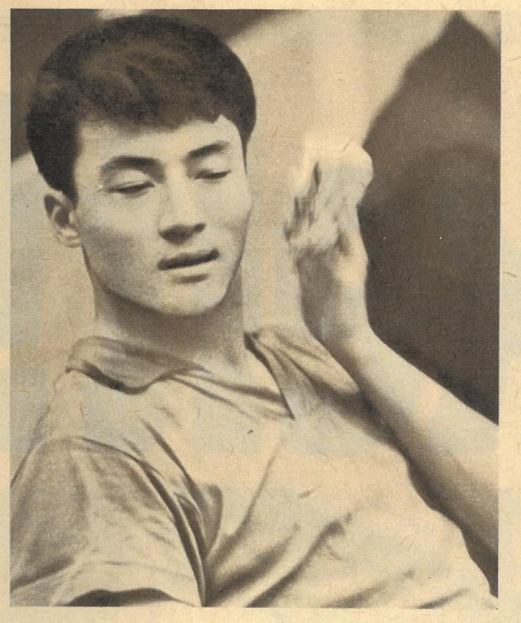


Als der ehrenwerte Mr. James Gibb an einem Sommertag des Jahres 1890 im Londoner Hafen von den Planken eines Schiffes an Land stakste, befand sich in seinem Gepäck ein seltsames, aber, wie sich bald herausstellen sollte, äußerst kostbares Beutestück: ein kleiner, weißer Zelluloidball. Er hatte ihn irgendwo in New York entdeckt und mit dem sicheren Instinkt des Geschäftsmannes und Sportenthusiasten erworben. In einigen Gegenden Englands widmete man sich zu jener Zeit einem neu in Mode gekommenen Spiel: Auf dem häuslichen Tisch trieb man mit Hilfe rechteckiger Pappschläger eine Korkkugel über Bücherstapel, die als „Netz" fungierten. James Gibb, ein „Kolumbus in Sachen Sport" und begeisterter Anhänger dieser Neuheit, tauschte die Korkkugel mit dem wesentlich leichteren, elastischeren Zelluloidball aus und rief damit eine wahre Seuche hervor: „Ping-pong" – der lautmalerische Name war gleichfalls eine Erfindung Gibbs – verbreitete sich in Windeseile über das ganze Land und wurde zur beherrschenden Freizeitgestaltung aller Bevölkerungsschichten. Aber so rasch, wie die Begeisterung entflammt war, legte sie sich wieder. 1905 widmete man sich neuen Sportarten; „Ping-pong" geriet völlig in Vergessenheit und tauchte erst im Jahre 1926 wieder auf. Es konstituierte sich die „Internationale Tischtennis-Föderation" (ITTF) unter Vorsitz des Engländers Ivor Montagu. Der englische Schriftsteller und Politiker leitet auch heute noch die Geschicke des Verbandes – was aber ist inzwischen aus dem kleinen Häuflein begeisterter Enthusiasten geworden? Die „weiße Seuche" des James Gibb überwand Ländergrenzen und machte auch vor Weltmeeren nicht halt. 82 Mitgliedsverbände zählt heute die ITTF, und man spielt in Asien und Afrika, in Amerika und Australien. Und wie man spielt ... Der jungen Sportart drohte in den dreißiger Jahren eine gewisse Erstarrung. Das vorsichtige „Löffeln" ohne jedes Risiko wurde zur beherrschenden Spielweise; stundenlange, nervtötende Duelle trieben Zuschauer und Aktive aus den Hallen. So richtete sich das Bestreben der Experten vor allem darauf, dem Angriffsspieler größere Vorteile einzuräumen. Man senkte die Netzhöhe, und man führte Zeitbegrenzungen ein. Es schlug die Stunde der großen Techniker Victor Barna, Richard Bergmann, Ferenc Sido oder Ivan Andreadis, die ihre Punkte durch harte Angriffsschläge sammelten, aber auch die Verteidigung meisterhaft beherrschten.

Doch auch ihre Herrschaft ging zu Ende; als nach dem zweiten Weltkrieg Asien und sein Tischtennissport erwachte – zunächst durch den später streng genormten Schwammschläger begünstigt –, wurde bedingungsloser, harter Angriff zum beherrschenden Element. Vor allem Chinas Herren bauten das System bis zur Perfektion aus; das Auge vermochte dem schnellen Flug der Bälle kaum noch zu folgen. Europa wurde „von der Platte gefegt", verlor den Anschluß und fand ihn bis heute nicht zurück. Die Optimisten aber glauben an eine Wende; Vilim Harangozo, einst Weltmeister im Doppel, heute Trainer Jugoslawiens, argumentiert: „Wenn wir es verstehen, unter den Jungen allseitig ausgebildete Techniker vom Format eines Andreadis oder Sido zu entwickeln, kann die Flut aus Fernost gestoppt werden."

Der Tag scheint aber noch weit; Ex-Weltmeisterin Geta Pitica (Rumänien) mahnt zur Vorsicht: „Man wird, obwohl es kaum vorstellbar ist, eines Tages noch schneller, noch härter schlagen, denn jeder Sport entwickelt sich über ‚Traumgrenzen' hinaus."

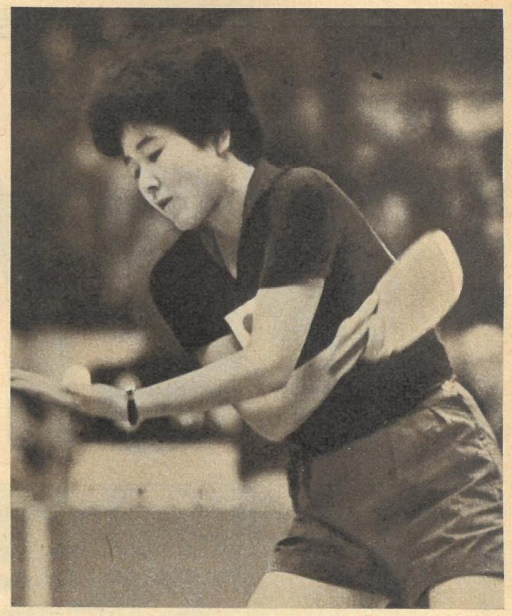
Hans-Georg Anders



Bis zur Erschöpfung geht manches Mal der Kampf an der Platte. Im Gesicht von Li Fu-jung (VR China), dem Zweiten der Weltmeisterschaft von Prag, sind die Spuren der eben zu Ende gegangenen Begegnung noch zu sehen.

Europa mit seiner bewährten Garde aus Rumänien (auf unserem Bild Ella Constantinescu) und Ungarn hat noch immer „Tuchfühlung" zu Asien.

Chinas Herren dominieren heute eindeutig in den Wettbewerben der Herren. Chang Shih-lin/Wang Chih-liang (linke Seite) sind die Titelträger im Doppel. Sie sind noch schneller, noch härter als die Japaner, die sie vom „Platz an der Sonne" verdrängten.

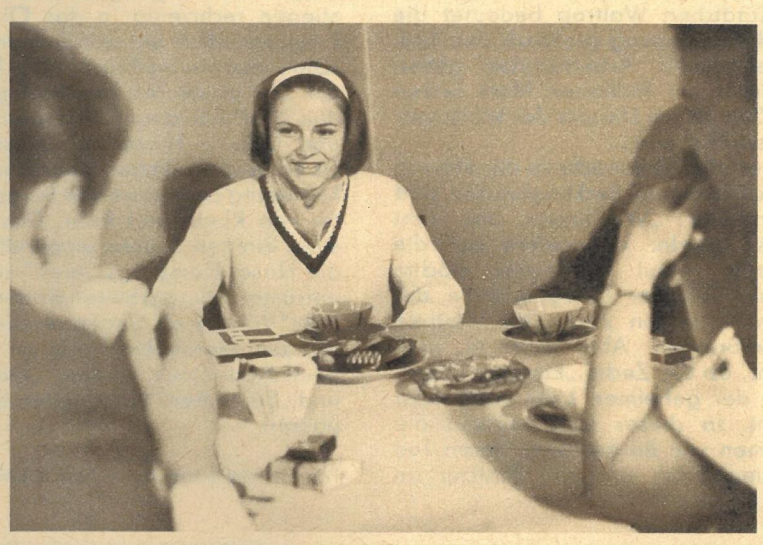


Konzentration und die richtige taktische Konzeption sind der halbe Weg zum Erfolg. Die japanische Einzel-Weltmeisterin Kimio Matsuzaki bei der Aufgabe. Nur die japanischen Frauen konnten den Ruhm Nippons mit Erfolg verteidigen.

Fotos: *Johannes Berndt (5), Junggebauer (2)*

So temperamentvoll, so dynamisch ist das heutige moderne Tischtennisspiel. Es stellt an die körperliche Durchbildung der Aktiven höchste Ansprüche – die Aktion des Japaners Kimura, der mit seiner Partnerin Ito Weltmeister im Gemischten Doppel 1963 wurde, veranschaulicht es deutlich.

ZU GAST IN UNSERER REDAKTION



war Erika Barth.
Die verletzte Turnerin, die sich
zur Zeit im Sportsanatorium
in Kreischa aufhält,
wurde von „Zeit im Bild" zu einem
Tagesausflug in die
Sächsische Schweiz eingeladen.
Bei einem Besuch in der Redaktion sah
sie auch, wie die Illustrierte entsteht.
(Rechts im Gespräch mit unserer
stellvertretenden Chefredakteurin
Lena Smolny
und unserem Grafiker
Siegfried Rudolf.)

Verschaukelt!

Am Eingang zur Hibernia-Zeche in Waltrop. Neben diesem Schaukasten hing der Aufruf zum großen Protestmarsch. 1500 demonstrierten, die Lokalzeitung schrieb: „Die Not schweißt uns alle zusammen."

Der Pförtner machte uns wenig Hoffnung. „Wissen Sie, der Paul hat jetzt den Kopf voll. Der wird wieder irgendwo mit seinen Leuten vom Betriebsrat zusammensitzen." Trotzdem drehte er unermüdlich die Wählerscheibe. „Ist der Paul Landowski bei euch? Nein? Danke!" Zwischendurch erzählte er in drei Sätzen seinen Waltroper Lebenslauf: Zwölf Jahre in der Zeche, Unfall, seit eineinhalb Jahren Pförtnerhäuschen. Fünfzehnhundert Bergarbeiter gehen täglich an seinem Häuschen vorbei. „Mir selbst kann nicht mehr viel passieren. Ich bin alt. Schlimm wird es für die jungen Kollegen. Für die mit zwei, drei Kindern." Der Betriebsratsvorsitzende der Hibernia-Zeche Waltrop wohnt „Im Grund" Nr. 6. – Auch seine Frau konnte nur mit einem Achselzucken antworten. „Mein Mann ist jetzt viel unterwegs." Paul Landowski organisierte wenige Tage vorher einen Schweigemarsch der Waltroper Bergarbeiter gegen die Stillegung ihrer Zeche. Auf der anschließenden Protestversammlung erhielt nur ein Mann den einmütigen Beifall der 1500, der Bürgermeister aus dem benachbarten Marl, Rudolf Heiland (SPD): „Jagt die Herren in Bonn doch zum Teufel. Die sorgen nur für die Millionäre." Für das Bergarbeiterstädtchen Waltrop bedeutet die Zechenstillegung praktisch den Tod. Zweitausend Arbeitsplätze gehen verloren, 11 Millionen Mark fehlen in Zukunft am Umsatz der Waltroper Geschäftsleute . . .

Tenor aller Gespräche in der kleinen Stadt zwischen Recklinghausen und Dortmund: „Wir lassen uns nicht verschaukeln. Wir gehen auf die Straße." Paul Landowski möchte einen Teil der Belegschaft in der naheliegenden Zeche von Datteln unterbringen. Aber auch er weiß nicht, ob die Zeche „Emscher-Lippe" auf der geheimen Liste steht oder nicht. In dieser Liste stecken die Namen von Bergwerken, deren Tod besiegelt ist, weil die Besitzer an jeder stillgelegten Zeche 9 bis 40 Millionen Mark verdienen. Bonn bezahlt die Rechnung der Konzerne von Steuergeldern. Auch von den Steuergeldern der verschaukelten Bergarbeiter im Ruhrgebiet! Die großen Kohlenkonzerne verdienen doppelt an stillgelegten Zechen. Sie stiegen rechtzeitig in das Öl- und Erdgasgeschäft um und beherrschen schon jetzt vierzig Prozent des Marktes. Der große Teil vom Rest gehört den ausländischen Konzernen Shell und Esso. – Hinter verschlossenen Türen verschaukelten Konzerne und Regierung Zehntausende Bergarbeiter von Rhein und Ruhr, Das Echo stieg einigen Leuten empfindlich in die Nase. Hamburgs „Welt" schrieb entrüstet: „Bergarbeiter machen Politik!" In das oft angepriesene Bild von der Klassenharmonie im westdeutschen Staat würden „Ducken" und „Stillhalten" entschieden besser passen.

Text und Fotos Günter Blutke, Foto (1) Zentralbild

Vor der Schule in Waltrop schauspielerten die Jungen ein bißchen für die Kamera. „Sie sind von der Zeitung? Wir wissen, warum Sie fotografieren. Die Zeche macht zu. Wir werden demonstrieren." –
„Ihr etwa auch?" –
„Nein, wir müssen ja pauken!" –
Die Kinder hören in Waltrop jetzt zwei „Wahrheiten". Eine zu Hause – die richtige. Und auf der Schulbank das Lied vom Wohlfahrtsstaat.
(Bild unten: Demonstration in Essen)

Zeche Waltrop kurz nach dem Schichtwechsel. Alle haben die gleichen Sorgen:
„Wo soll ich nach der Stillegung arbeiten? Was wird aus der Wohnung?"
In über 30 Zechen an Rhein und Ruhr werden die Tore zugemacht.
Darunter auch die von Marl-Brassert, der modernsten Zeche Westdeutschlands.
Die „Rheinstahlbergbau AG" erhält dafür 42 Millionen Mark von der Bundesregierung.
Die „Westdeutsche Rundschau" zitierte betroffene Bergarbeiter:
„Mit Maßhalteappellen wird jetzt nichts mehr erreicht."

TATSACHENBERICHT

Verbrechen

DIE KRIMINALGESCHICHTE MACHTEN

VON GÜNTER PRODÖHL

10

Die Briefmörderin

Am 2. November 1956 war in Berlin-Zehlendorf der sechzehnjährige Oberschüler Tilmann Zweyer einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Der Kuchen, den ein Unbekannter in einem harmlos aussehenden Paket für Tilmann an die Haustür gehängt hatte, enthielt das gefährliche Pflanzenschutzmittel E 605. Kriminalkommissar Prabell stand vor einer schwierigen Aufgabe. Die Familie hatte das beste Leumundszeugnis, Dr. Zweyer war ein angesehener Chemiker, das häusliche Milieu einwandfrei. Feinde hatten sie nicht. Außerdem waren Zweyers streng katholisch. Die gediegene Umgebung des Hauses, die intellektuelle Überlegenheit Dr. Zweyers hemmten Prabell ungemein in seiner Arbeit. Erst als im Verlaufe der Untersuchung diese ganze äußere Vornehmheit und Überlegenheit abzubröckeln begann, wurde der Kommissar wieder Herr der Situation. Trotzdem kam die Mordkommission nicht weiter, ja, es sah fast so aus, als sollte Gras über die Mordgeschichte wachsen. Kurz vor Weihnachten 1956 traf der Autor unseres Berichtes den Kriminalkommissar in der Kantine des Moabiter Gerichts. Im Gespräch ließ Prabell erkennen, daß er nicht gewillt war, den Fall Zweyer auf sich beruhen zu lassen. Er wollte ihn, koste es, was es wolle, klären, und offensichtlich Dr. Zweyer zur Strecke bringen.

Der Mann, den Kommissar Prabell vernichten wollte: Dr. Zweyer, der Vater des Ermordeten.

Was mir der Kriminalkommissar in der Gerichtskantine nicht erzählt hatte und was erst später im Prozeß zur Sprache kam: An diesem vorweihnachtlichen Tage hatte Prabell Dr. Zweyer zu einer Vernehmung ins Polizeipräsidium bestellt.

Der vielbeschäftigte Chemiker war verärgert darüber, weil er die Ermittlungen in der Mordsache abgeschlossen glaubte.

„Kriminalrat Schramm hat mir gesagt, die Vernehmungen wären beendet. Was wollen Sie also noch von mir?"

„Ihre Hilfe, Herr Doktor."

Dr. Zweyer war ehrlich verblüfft. „Meine Hilfe? Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, wobei ich Ihnen helfen könnte."

Prabell nickte ihm verbindlich zu. „Ich werd' es Ihnen gleich sagen, Herr Doktor. Mir ist da ein neuer Gedanke gekommen. In dem Paket waren doch vier Liebesknochen?"

„Ja und? Was ist da neu dran?"

„Alle vier waren doch mit E-605 vergiftet?"

„Das stand ja wohl schon in allen Zeitungen."

„Sicher, und bei Ihnen zu Hause waren an dem Tage genau vier Personen in der Wohnung . . ."

„Ja, freilich, aber . . ."

„Sie waren ja noch in Koblenz?"

„Ich war in Koblenz, leider. Bei mir wäre von dem Kuchen nichts gegessen worden!"

„Eben, da sieht es doch also ganz so aus, als sollte während Ihrer Abwesenheit Ihre ganze Familie vergiftet werden und nicht nur Til?"

Dr. Zweyer saß mit vorgebeugtem Oberkörper auf seinem Stuhl, hielt den großen, fast kahlen Kopf gesenkt. In den Händen drehte er langsam seinen dunklen Homburg-Hut. Prabell hatte sich in seinem bequemeren Schreibtischsessel zurückgelehnt. Seine rechte Hand lag auf der Armlehne, die Finger trommelten lautlos auf dem Holz herum. Von der Straße her war das entfernte Quietschen einer Straßenbahn zu hören.

Ohne den Kopf anzuheben, sagte Zweyer ruhig und ohne Erregung: „Wenn Sie damit andeuten wollen, ich könnte das Kuchenpaket meiner Familie geschickt haben, wäre es besser, Sie gäben Ihren Beruf auf und verdienten sich Ihr Geld mit dem Schreiben von Kriminalschmökern, Herr Kommissar."

Über Prabells Gesicht ging ein nachsichtiges Lächeln. „Nicht doch, Herr Doktor Zweyer, dann hätte ich Sie ja nicht herbestellt. Nee, nee. Aber ich habe mir gedacht, eine Frau, die es auf Sie abgesehen hat, könnte auf so was gekommen sein. Laut Statistik sind ja 90 Prozent aller Giftmorde von Frauen verübt worden." Der Hut, den Zweyer unaufhörlich in den Händen gedreht hatte, stand plötzlich still.

„Ich bin nicht hergekommen, mir Ihre Phantastereien anzuhören, Herr Prabell. Wenn Sie konkrete Fragen haben, dann stellen Sie sie jetzt. Ich habe meine Zeit nicht gestohlen."

„Mache ich schon, Herr Doktor", sagte Prabell leutselig, nahm einen Aktenhefter aus dem Schreibtisch und klappte ihn auf. Darin lag ein ganzer Stapel handgeschriebener Briefe, die wie zensierte Schulaufsätze aussahen, an den Rändern alle möglichen Zeichen und Bemerkungen in roter Tinte trugen. Während Prabell die Briefe aussortierte, als suche er nach einem bestimmten, fragte er: „Wie ist eigentlich Ihr Verhältnis zu Frau Burgmann, hätte ich gern konkret gewußt, Herr Doktor Zweyer."

Zweyer hob erschrocken den Kopf. „Was hat Frau Burgmann mit der Sache zu tun? Ich kenne sie gut, beruflich."

„Wie gut? Haben Sie ein Verhältnis mit ihr?"

Alle bisher im Gespräch noch geübte Höflichkeit wurde nun fallengelassen. „Ich verbitte mir solche beleidigenden Unterstellungen."

„Beantworten Sie meine Frage. Haben Sie mit Frau Burgmann ein intimes Verhältnis?"

„Sie sind ja verrückt. Frau Burgmann ist Oberapothekerin im Behring-Krankenhaus und kein Flittchen. Was erlauben Sie sich?"

Prabell nahm jetzt aus dem Stoß Briefe, die vor ihm lagen, einen heraus und zeigte ihn Dr. Zweyer. „Den Brief kennen Sie doch, nicht wahr?"

Zweyer warf nur einen oberflächlichen Blick auf das Schreiben. Es war der anonyme Brief, den seine Frau erhalten hatte.

Dr. Zweyer in der Klemme

Prabell holte die anderen Briefe aus dem Aktendeckel und breitete sie vor Dr. Zweyer aus. „Und nun sehen Sie sich mal diese Briefe hier an. Auch alles solche anonymen Ferkeleien und alle von der gleichen Hand geschrieben!"

Dr. Zweyer nahm ein paar der Briefe in die Hand und überflog sie flüchtig. Sie wimmelten nur so von übelsten Beschimpfungen und Kraftausdrücken. Zweyer zuckte ratlos mit den Schultern. „Das kann ich nicht beurteilen . . ."

„Brauchen Sie auch nicht. Ich hab' sie schon von einem Schriftsachverständigen begutachten lassen. Es gibt keinen Zweifel. Alle diese Briefe sind von ein und derselben Person geschrieben worden. Und zwar von der Ihnen so gut bekannten Oberapothekerin Stefanie Burgmann!"

Erschrocken sah Zweyer den Kriminalkommissar an. „Das ist nicht wahr, das glaube ich Ihnen nicht."

Prabell nahm die Briefe wieder an sich und tat sie in den Aktendeckel zurück. Dabei sagte er: „Hören Sie mir jetzt mal gut zu, Herr Doktor Zweyer. Diese Briefe beschäftigen ein paar Kollegen von mir schon monatelang. Wer sie geschrieben hatte, dahinter waren sie zwar noch nicht gekommen, aber eins wußten sie schon seit langem: Die Briefe kamen durch die Bank aus dem Behring-Krankenhaus. Alle Empfänger hatten nämlich mit dem Behring-Krankenhaus zu tun. Bei Ihnen war nun auch solch Exemplar eingetroffen, außerdem erzählte uns eine Frau aus Ihrer Nachbarschaft, die wir diskret nach Ihnen befragt hatten, daß sie Sie sehr häufig im Behring-Krankenhaus gesehen hätte und daß Sie mit der Oberapothekerin Verkehr haben . . ."

„Unterlassen Sie gefälligst solche Anspielungen", regte sich Dr. Zweyer erneut auf. Ich war damals Verkaufsleiter einer Arzneimittelfirma und hatte ausschließlich geschäftlich in der Krankenhausapotheke zu tun . . ."

„Lassen Sie mich doch zu Ende erzählen, Herr Doktor. Die Verkaufshilfe der Frau Burgmann hat mir ja ganz ausführlich berichtet, warum und wie oft Sie da waren. Überwiegend über Mittag, wenn die Apotheke geschlossen war. Die lieben Kolle-

gen sehen doch alles, Herr Doktor, auch daß stets das Fenster des Apothekenbüros mit einer Decke verhängt war, wenn Sie Frau Burgmann über Mittag besuchten . . ."
Dr. Zweyer sprang erregt auf. „Mein Gott, können diese Weiber denn nichts anderes als herumtratschen? Das ist doch alles billigste Hintertreppen-Kolportage." Er begann plötzlich im Zimmer hin und her zu laufen, faßte sich dabei mit den Händen an die Schläfen und sagte pathetisch: „Kann man sich denn gegen solch gemeine Verleumdungen in einer Demokratie nicht wehren?"
Der Kriminalkommissar war inzwischen tief in seinem Lehnsessel versunken und hatte die Beine weit unter dem Schreibtisch hindurchgesteckt, daß Dr. Zweyer fast über sie gestolpert wäre. Prabell zog die Beine schnell zurück und rappelte sich in seinem Sessel hoch. Als hätte er einen überraschenden Entschluß gefaßt, beugte er sich über den Schreibtisch, hielt den gerade vorbeimarschierenden Dr. Zweyer einfach am Arm fest und drückte ihn auf den Stuhl zurück. „Menschenskind, Doktor! Es geht mir doch nicht darum, was Sie im Hinterstübchen der Apotheke getrieben haben. Begreifen Sie das doch endlich. Ich will den Mord an Ihrem Jungen aufklären und nicht in Ihrem Privatleben herumpopeln. Kein Mensch wird je erfahren, daß Sie bei der Burgmann fremd waren. Aber ich, ich ganz allein muß jetzt wissen, ob es stimmt, was ich vermute. Sagen Sie es mir. Unter Männern. Haben Sie's mit der Apothekerin getrieben?"
Dr. Zweyer saß blaß und reglos auf seinem Stuhl und machte den Eindruck, als hätte er noch kein Wort des eben Gesagten begriffen.
Prabell redete weiter auf ihn ein, wie ein besorgter Vater fast, der seinen Sohn beim ersten heimlichen Rauchversuch ertappt hat. „Genieren Sie sich doch nicht vor mir. Wir sind doch ganz allein. Es wird auch kein Protokoll über unsere Unterhaltung angefertigt. Hatten Sie mit der Frau Burgmann ein Verhältnis? Konnte sie sich Hoffnungen machen, Sie würden sie heiraten, wenn Sie erst mal Witwer wären?"
Zweyer schüttelte kaum merklich, wie geistesabwesend, den Kopf, sah durch Prabell hindurch und schwieg weiter.
Prabell stand auf, ging um den Schreibtisch herum, hockte sich auf die rechte vordere Tischkante und beugte sich ganz dicht zu ihm vor. „Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort. Ihre Frau erfährt kein Wort darüber. Und es kommt auch keine Silbe in die Presse. Aber ich muß es jetzt wissen! Die Burgmann bombardiert wahrscheinlich seit Jahren ihren Bekanntenkreis mit anonymen Briefen. Sie ist eine Rufmörderin. Und so eine Frau ist auch zu einem Giftmord fähig, wenn es der Einsatz lohnt. Das wird jeder Psychiater vor Gericht bestätigen. Die Frau eines Dr. Zweyer zu werden – ich bin sicher, das wäre schon solch Einsatz!"
Dr. Zweyer, der bis dahin unverwandt auf die Schreibtischplatte gestarrt hatte, drehte jetzt seinen Kopf langsam nach links, hob die dunklen Augen und sah dann Prabell unsicher an, als wolle er erforschen: Was weißt du nun wirklich?
Prabell ahnte wohl diese Gedanken. „Dr. Zweyer, glauben Sie nicht, daß ich hier nur mal am Baumstamm rütteln will, ob die Birnen schon reif sind. Wenn ich solch ein delikates Thema anschneide, hab' ich schon ein bißchen mehr in der Tasche als nur Vermutungen. Bringen Sie sich nicht durch falsche Rücksichtnahme selbst in den Verdacht, Anstifter oder Beteiligter des Giftmordes zu sein!"

„Frau mit Eulengesicht"

Kein Ausbruch. Keine Szene. Nicht mal ein lautes Wort kam von Dr. Zweyer. Als hätte er die ganze Zeit andere Dinge im Kopf gehabt, sagte er nur: „Was haben Sie da eben gesagt? Mit Frau Burgmann ein Verhältnis . . . Frau Burgmann ist eine geschätzte Kollegin und tüchtige Apothekerin, aber keine Frau für eine Liaison, Herr Prabell. Solche Verdächtigungen sind einfach lächerlich." Er sagte das mit so viel selbstgefälliger Anmaßung, daß bei Prabell alle mühsam verdrängten Minderwertigkeitskomplexe an die Oberfläche kamen und ihn hinderten, Zweyer in gleicher Weise zu antworten. Wie fast alle voraufgegangenen Unterhaltungen der beiden endete auch diese mit einer eindeutigen Niederlage des Kriminalkommissars. Ehe Dr. Zweyer das Zimmer verließ, drehte er sich an der Tür noch einmal um, hob mahnend den rechten Zeigefinger und sagte wie ein Schulmeister, der seine Buben beim Verlassen der Klasse anhält, sich während der Pause eines anständigen Benehmens zu befleißigen, zu Prabell: „Unterstehen Sie sich, Frau Burgmann mit diesem Gossengewäsch zu belästigen. Sie ist mir zu schade, in diesen Tratsch hineingezogen zu werden. Notfalls werde ich das von höherer Stelle verhindern lassen."

Alle trauten ihr den Giftmord zu: Apothekerin Stefanie Burgmann.

Prabell wütete innerlich, mußte sich aber eingestehen, daß er gegenüber Dr. Zweyer machtlos war. Klatschereien von Nachbarn und Krankenhausangestellten reichten nun mal nicht aus, ein Ermittlungsverfahren gegen ihn in Gang zu setzen. Es blieb ihm nur die Möglichkeit, Zweyer über den Umweg Stefanie Burgmann zur Strecke zu bringen. Für dieses Spiel hielt er noch ein paar Trümpfe in der Hinterhand, die anonymen Briefe, die nach dem Gutachten des Schriftsachverständigen Professor Langenbruch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von der Apothekerin verfaßt worden waren. Das reichte Prabell allemal aus, nun gegen sie statt gegen Dr. Zweyer ein Ermittlungsverfahren einzuleiten, und erlaubte ihm, sie vorläufig festzunehmen, zu verhören und ihre Wohnung zu durchsuchen. Nur eine Formalität hinderte ihn noch, sofort gegen die Burgmann vorzugehen. Es war nicht Aufgabe der Mordkommission, Beleidigungen zu ahnden. Er mußte zuvor beim Leiter der Kriminalpolizei um die Erlaubnis nachsuchen, die er erst nach Beilegung einiger Kompetenzstreitigkeiten mit Kollegen am Mittwoch, dem 9. Januar 1957, vom Chef der Westberliner Kriminalpolizei, Kriminalrat Sangmeister, erteilt bekam.
Bereits drei Tage später stand der Name der Apothekerin in Balkenschrift in allen Zeitungen. Über die ganze erste Seite schrieb beispielsweise die berüchtigte Ullstein-„BZ": „Das ist die Apothekerin aus dem Giftmord Tilmann Zweyer", und sie brachte dazu ein fünf Spalten breites Bild der Burgmann, das sie an der Giftwaage der Apotheke zeigte und den Eindruck erweckte, sie sei gerade damit beschäftigt, die notwendige Menge Gift für den Mord an Tilmann Zweyer abzumessen. Obgleich bis dahin gegen die Burgmann nichts weiter vorlag als der Verdacht, eine Anzahl Westberliner Bürger in anonymen Briefen auf häßliche Weise beleidigt und verleumdet zu haben, ließen schon die ersten Berichte der Boulevardblätter keinen Zweifel daran, daß die Apothekerin aus dem Behring-Krankenhaus auch die heimtückische Mörderin Tilmann Zweyers sei. So schrieb die „Bildzeitung" am gleichen Tage in großer Aufmachung: „Die Mordkommission hat kaum noch einen Zweifel, daß die Festgenommene die so lange gesuchte Giftmörderin ist. Was die Kriminalbeamten in den letzten Tagen über sie in Erfahrung brachten, ist vernichtend. ‚Herrschsüchtig, launenhaft, hinterlistig.' Mit diesen Worten wird sie von allen Leuten, die sie kennen, charakterisiert. Sie hat kaum Freunde, und viele Menschen mieden sie ängstlich, weil sie nicht in das Netz ihrer Intrigen geraten wollten . . ." Ullstein-„BZ" nannte sie die „Frau mit dem Eulengesicht" und meinte: „. . . bei allen, die sie kennen, gilt Stefanie Burgmann als neidisch und heimtückisch. ‚BZ' hat verschiedene ihrer Bekannten befragt. Alle trauten ihr den Giftmord an dem Oberschüler zu." Die „Nachtdepesche" gar ließ einen anonymen, angeblich weltberühmten Graphologen urteilen: „Die Burgmann zeichnet eine raffinierte Reaktionsfähigkeit aus; sie neigt zu getarntem, aggressivem Handeln, besitzt eine völlig undurchsichtige Erotik und einen elementaren Vernichtungswillen . . ."

Die Burgmann überführt?

Woher das der Graphologe wohl wissen konnte, danach fragte niemand. Kein Unsinn war dumm genug, als daß ihn nicht eine Zeitung aufgriff, um ihren Lesern ein möglichst abschreckendes Bild der „Giftmörderin" zu zeichnen. Niemand fragte auch, auf welche objektiven Schuldbeweise oder Indizien sich denn diese Behauptungen stützten. Man gab sich damit zufrieden, daß eine Frau existierte, der man solch eine Tat zutrauen konnte. Welche unglaublichen Folgen diese präjudizierende Berichterstattung hatte, zeigte sich wenig später. Bei der Mordkommission meldete sich am 29. Januar 1957 der BEWAG-Monteur Paul Kraatz und gab zu Protokoll: „Kurz vor dem Giftmord an Tilmann Zweyer, am 30. Oktober 1956, war ich in der Wohnung der Frau Burgmann, die im zweiten Stockwerk des Hauses Potsdamer Straße 44 liegt, und ich habe dort einen defekten Stromzähler ausgewechselt. Weil auf dem Korridor, auf dem sich die Lichtanlage befindet, kein gutes Licht war, bat ich die Wohnungsinhaberin, einen Teil der Arbeiten in der Küche ausführen zu können. Während ich am Küchenfenster die Verbindungskabel des neuen Stromzählers installierte, war Frau Burgmann damit beschäftigt, Kuchen zu backen. Dabei fielen mir mehrere besonders geformte Kuchenstücke auf, die ich noch nie gesehen hatte. Auf meine Frage, was das für Kuchenstücke wären, sagte mir Frau Burgmann: ‚Das sind Rheinische Krüstchen, eine Spezialität, die in Berlin wenig bekannt ist.' Während ich nun weiter an meinem Zähler arbeitete, entdeckte ich plötzlich etwas, was ich noch in keiner Küche gesehen hatte: Auf dem Küchentisch, unmittelbar neben den Rheinischen Krüstchen, lag eine Injektionsspritze."
Prabells Theorie war es schon lange, daß das tödliche Gift mittels einer Injektionsspritze in die Kuchenstücke gespritzt worden war. Die Aussage des BEWAG-Monteurs schien das überzeugend zu bekräftigen. Deshalb drückte Prabell dem Mann tiefbewegt die Hand und sagte aufatmend: „Sie sind nicht nur der erste, sondern auch der wichtigste Tatzeuge in diesem Mordfall. Ich werde mich beim Polizeipräsidenten dafür einsetzen, daß Ihnen eine entsprechende Belohnung gezahlt wird."
Es sah auch weiter so aus, als sei der hartnäckige Kriminalkommissar Prabell nun tatsächlich auf der richtigen Fährte. Eine nochmalige gründliche Durchsuchung der Apotheke im Behring-Krankenhaus förderte weiteres Belastungsmaterial zutage. In einem Schrank, in dem Stefanie Burgmann private Sachen und ihre Garderobe aufbewahrt hatte, fand sich eine Injektionsspritze und in der Tasche eines weißen Arbeitskittels eine Rechnung über den Bezug einer Ampulle E-605! Mehr noch: Im Glaszylinder der Spritze befand sich ein Rest Flüssigkeit, der im Polizeilabor als Pflanzenschutzmittel E-605 forte analysiert wurde. Einen überzeugenderen Beweis, daß Stefanie Burgmann zumindest mit dem Mord zu tun hatte, konnte es wohl nicht geben. Also machte sich auch niemand die Mühe, Überlegungen anzustellen, warum eine so raffinierte, hinterhältige Mörderin so unglaublich dumm war, ihr Mordwerkzeug wochenlang aufzuheben, geradeso, als wollte sie, daß es der Mordkommission in die Hände falle.
Die Presse meldete lieber triumphierend: „Stefanie Burgmann endgültig überführt! – Zehlendorfer Giftmord aufgeklärt."

Oberfauler Winkelzug

Wenige Tage später, am 30. Januar 1957, zerplatzten diese Sensationsmeldungen wieder wie buntschillernde Seifenblasen. Kleinlaut mußten die Zeitungen sich berichtigen: „Die Ermittlungen der Mordkommission waren doch nicht so erfolgreich, wie es ursprünglich schien. Die überraschende, aber viel zu gut passende Aussage des BEWAG-Monteurs Paul Kraatz, der am 30. Oktober vorigen Jahres, wenige Tage vor dem Mordanschlag, in der Küche der Burgmannschen Wohnung die Rheinischen Krüstchen und daneben eine Injektionsspritze gesehen haben will, wurde jetzt vom Generalstaatsanwalt für irrig erklärt. Frau Burgmann bewohnte zur fraglichen Zeit die bezeichnete Wohnung gar nicht mehr.

Fortsetzung folgt

Heute wieder ein neues DING MIT PFIFF (55) von Willy Moese, ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 5. Dezember 1964 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden 6, Radeberger Straße 14 b.

DING MIT PFIFF (53): Zaunkönig. Je einen Buchpreis gewannen: Richard Pleiner, Genthin; C. V. Petersen, Wismar; Alois Stodolski, Zielona Gora (VR Polen).

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 45 65

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b, RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

SILBENRÄTSEL

a a ak ay be berg bi bi biet bisch biß brah burg but ca de dom dow druck du e e e e ei ein ein eu ganz ge ge ge gli go gu gun ha ha haar he hi hib horn i i iff im in ken la land le le lei lem len li lis ma mas me mi mus na nai ne ne ni ni nür ol on ot pu ran ranz raum re ri rik ring ro ru sa se se se self sent söh stan ta ta te tek ter ti tief tik tiv to tor tra tung tur u u um un ve wa wen wi

Es sind siebenunddreißig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, abwärts gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben. (ä, ö = ae, oe).

1. Geschmack, Feinheit, 2. kleine Mahlzeit, 3. weibliche Bühnenrolle, 4. deutscher Erzähler und Dramatiker („Thomas Müntzer"), 5. russischer Polarforscher († 1914), 6. Holzmaß, 7. Vorrede, 8. Hauptstadt Sardiniens, 9. Stadt in den Niederlanden, 10. Duldsamkeit; zulässige Maßabweichung, 11. Wildrind, 12. Einatmung von Heilmitteln, 13. Blattzinn, 14. selbsttätige Spinnmaschine, 15. Arzneipflanze, 16. Standpunkt völliger Verneinung aller Werte, 17. Ostseeinsel, 18. Hauptstadt von Kenia, 19. Geheimpolizei, 20. Abschlußprüfung, 21. sehr große Menge, 22. Titel für Europäer im Vorderen Orient, 23. Staat in Südamerika, 24. Fabeltier, 25. Wüstenbewohner, 26. Volk in Sibirien, 27. Autorennstrecke in der Eifel, 28. Kunststil des 13./15. Jahrhunderts, 29. Schauspieler und Theaterleiter († 1814), 30. wasserreichster Strom Asiens, 31. meteorologischer Begriff, 32. Edelgas, 33. Stadt in Kanada, 34. altschwedisches Geschlecht, 35. Wildfrucht, 36. Einsiedelei, 37. Hauptstadt von Burma.

1. .....
2. .....
3. .....
4. .....
5. .....
6. .....
7. .....
8. .....
9. .....
10. .....
11. .....
12. .....
13. .....
14. .....
15. .....
16. .....
17. .....
18. .....
19. .....
20. .....
21. .....
22. .....
23. .....
24. .....
25. .....
26. .....
27. .....
28. .....
29. .....
30. .....
31. .....
32. .....
33. .....
34. .....
35. .....
36. .....
37. .....

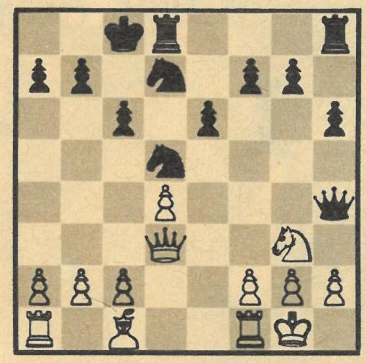
Großmeister-Dialog

Der lettischen Schachzeitung „Sahs" entnahmen wir folgende Partie, nach deren Ablauf die beteiligten Großmeister das angeführte Zwiegespräch führten.

Caro-Kann

Weiß: Tal Schwarz: Petrosjan

1. **e4 c6** 2. **d4 d5** 3. **Sc3 de4:** 4. **Se4: Lf5** 5. **Sg3 Lg6** 6. **Sf3 Sd7** 7. **Lc4 e6** 8. **0-0 S8f6** 9. **Sg5** (Petrosjan: „Eine komische Idee!") (Tal: „Ich wollte den Springer nach f4 überführen, ohne den schwächenden Zug h2-h4 gespielt zu haben!") 9. . . . **h6** 10. **Sh3 Ld6** 11. **Sf4 Lf4:** 12. **Lf4: Sd5** 13. **Lc1** (Petrosjan: „Ich weiß nicht, welche Seite hier ein Tempo gewonnen hat!" Tal: „Ich bin auch nicht sicher, aber mein schwarzfeldriger Läufer scheint mit Leben erfüllt zu sein.") 13. . . . **Dh4** 14. **Ld3** (Tal: „Ich hatte es satt, mich ständig von dem Läufer auf g6 ‚kontrollieren' zu lassen.") 14. . . . **Ld3:** 15. **Dd3: 0-0-0** (Petrosjan: „Ich mußte ein zweischneidiges Gefecht anstreben, denn nach der Kurzen Rochade hätte ich eine schlechte Partie!")

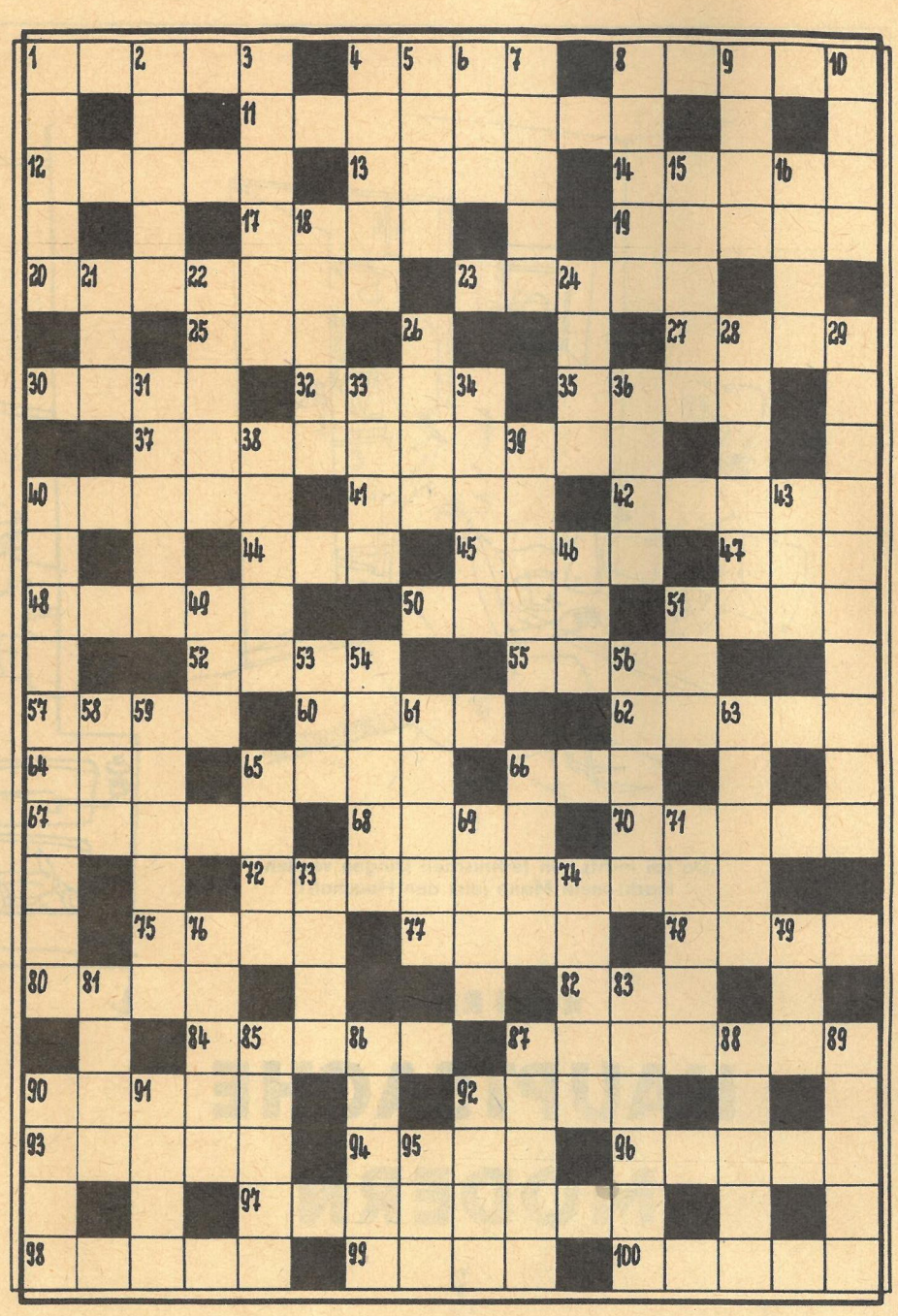


16. **Td1 Sff6** (Petrosjan: „Ich zog nicht 16. . . . f5, weil ich 17. c4 S5f6 18. d5 fürchtete." Aber Tal: „Ich wollte auf 17. . . . S5f6 18. Da3 spielen.") 17. **c4 Sc7** (Tal: „Bravo, Tigran, ein kolossaler Zug!") 18. **b4 Td7** 19. **Lb2 Thd8** 20. **De2 Dg4!** 21. **f3 Dg6** 22. **a4 h5!** (Petrosjan: „Um schneller vorwärts zu kommen, muß man angreifen!") 23. **b5 h4** 24. **bc6: bc6:** 25. **Se4** (Tal: „Auf 25. Sf1 ist Sh5, gefolgt von Sf4, stark.") 25. . . . **Se4:** 26. **fe4: h3** 27. **g3 f5!** 28. **e5** (Tal: „Ich übersah Ihren Zug 35. . . . a5. Hier überlegte ich 28. Tab1 c5 29. d5 fe: 30. Lc3 cd: 31. Db2 Db6 und sah, daß Remis durch Zugwiederholung herauskäme. Ich konnte nichts Besseres für Weiß finden.")
28. . . . **c5!** 29. **dc5: Td1:†** 30. **Td1: Td1:†** 31. **Dd1: De8** 32. **Dd6 Kb7** 33. **c6†** (Petrosjan: „Der einzige Zug!" – Tal: „Aber der einzige Zug wofür?") 33. . . . **Dc6:** 34. **Dc6:† Kc6:** 35. **Ld4 a5!** (Tal: „Hier wurde mir klar, daß die Partie Remis wird. Ich erwartete 35. . . . a6 und hätte nach 36. a5 und 37. g4 gute Chancen.") 36. **Lc3 Sa6** 37. **La5: Sc5** 38. **Lb4 Sa4:** 39. **g4 fg4:** 40. **Kf2 Sb2** 41. **Kg3 Sc4:** 42. **Kg4: Se5:†** 43. **Kh3: Kd5** 44. **Kh4 Kc4** 45. **Ld6 Sf7** 46. **Lc7 g6** 47. **Kg4 Kd5** 48. **h4 Ke4** 49. **h5 Se5† Remis.**

(Petrosjan: „Die ganze Eröffnungsvariante war für mich unerfreulich. Schwarz muß zu sehr um das Remis kämpfen." – Tal erwiderte nichts, sondern lächelte verschmitzt.)

(Aus der UdSSR-Mannschafts-Meisterschaft 1962.)

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Sichtvermerk auf dem Paß, 4. Stadt am See gleichen Namens in Nordamerika, 8. Kurort bei Zittau, 11. Geistesanlage, 12. deutscher Erzähler und Romanschriftsteller („Ein Prolet erzählt"), 13. niederländische Stadt, 14. Stadt am Rhônedelta, 17. Stechwerkzeug, 19. Beistand, Rettung, 20. mohammedanischer Fastenmonat, 23. starker Sturm, 25. römischer Sonnengott, 27. Spielkarte, 30. musikalisch: Schwung, Lebhaftigkeit, 32. europäischer Staat (landessprachlich), 35. ungarischer Weinort, 37. sowjetische Eisschnelläuferin, 40. Gefäß, 41. Salzlösung, 42. Zentralorgan der KP Italiens, 44. Lebensbund, 45. Schmelzwasserablagerung, 47. kirchliches Bauwerk, 48. Giraffenart, 50. Lebenshauch, 51. tschechoslowakische Ebene und Fluß südlich von Olomouc, 52. Pantherkatze, 55. dünner Zweig, Gerte, 57. Halbedelstein, 60. Nachtvogel, 62. Karpfenfisch, 64. Tanzschritt, 65. Laubbaum, 66. Strom in Afrika, 67. Verwaltungsbezirk in der UdSSR, 68. Oper von Verdi, 70. ehemals Gutspächter, -verwalter, 72. Geschlechterfolge, 75. Saugwurm, 77. Weinstock, 78. Einfassung, Rand, 80. Erdaufschüttung, 82. Wintersportgerät, 84. niederländischer Filmregisseur, 87. Drüse, Mandel, 90. Pilzlager, 92. Nebenfluß der Kura, 93. See in Finnland, 94. Hafenmauer, 96. chemische Verbindung, 97. Förmlichkeit, Sitte, 98. ungarischer Romanschriftsteller („Karpatenrhapsodie"), 99. Verwandte, 100. Ruhemöbel.

Senkrecht: 1. Familienangehöriger, 2. Blutwasser, 3. Stäbchenspiel, 4. Stadt bei Magdeburg, 5. Ansprache, 6. weiblicher Vorname (Kurzform), 7. Haushaltgerät, 8. Stadt in Nebraska, 9. Spielzeug, 10. Sinnesorgan, 15. Kruste, Hülle, 16. Kletterpflanze, 18. Stadt in Syrien, 21. Nebenfluß des Rheins, 22. indischer König († 232 v. u. Z.), 24. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 26. Dreizahl, 28. Stadt in Kanada, 29. Schwanzlurch, 31. erste gesamtrussische marxistische Kampfzeitung, 33. Harzflüßchen, 34. Aufsehen, Lärm, 36. Dschungelrind, 38. rohe Ölsäure, 39. Maler, Bildhauer (Theoretiker des deutschen Klassizismus), 40. sowjetischer Eiskunstläufer, 43. Laut, 46. Laufvogel, 49. Drehpunkt, 51. polnische Halbinsel, 53. seltenes Erdmetall, 54. Mittel gegen Mottenfraß, 56. Unechtes, 58. Geschützart (Kurzwort), 59. Komponist (Nationalpreisträger), 61. Sternbild, 63. Stadt in Rumänien, 65. landwirtschaftliches Gerät, 66. Nebenfluß der Donau, 69. Trick, 71. roter Farbstoff, 73. Strom zur Nordsee, 74. kroatischer Physiker († 1943), 76. sowjetischer Komponist († 1956), 79. weiblicher Vorname, 81. mittelasiatischer Stegreifdichter, 83. Stadt in Hessen, 85. Faserflor, 86. Küstenwüste in Südwestafrika, 87. Frauenname, 88. Teil des Fasses, 89. Zuneigung, 90. Gestalt aus „La Boheme", 91. Begriff der Mathematik, 92. südfranzösische Industriestadt, 95. Nebenfluß der Wolga.

Freude am Einkauf –
Freude am Schenken
durch Geschenkpackungen
in geschmackvollen Ausführungen
und allen Preislagen
aus dem Hause

FLORENA

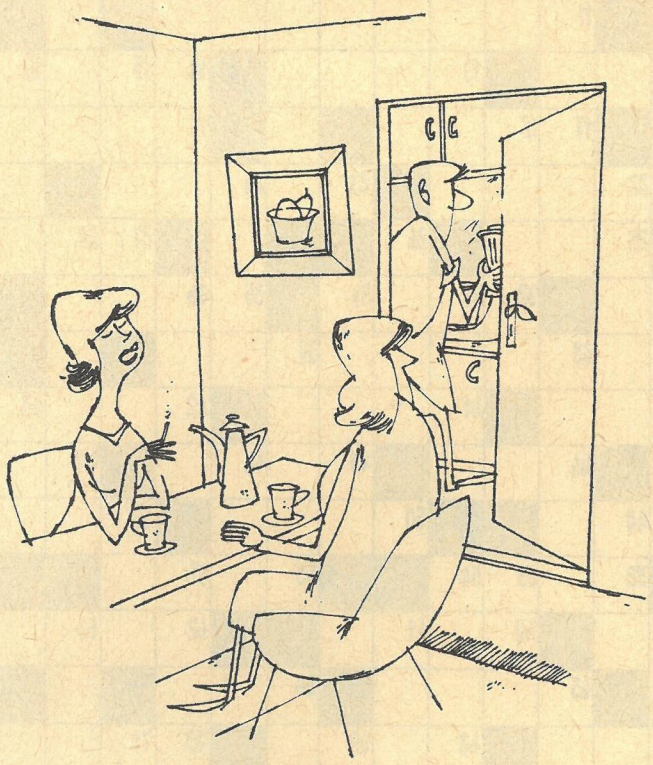
Ihr Fachverkäufer wird Sie gern beraten

VEB ROSODONT-WERK · WALDHEIM / SACHS.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 47

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Veracruz, 2. Strandkorb, 16. Iser, 17. Ares, 19. Ara, 20. Umea, 21. Teig, 22. Tobol, 24. Nab, 25. Rand, 26. Alm, 28. Lunik, 30. Dom, 32. Ree, 33. Karo, 35. Grus, 37. Boa, 39. Ina, 42. Lage, 44. Asow, 46. Plast, 49. Neugotik, 51. Ufer, 53. Oper, 54. Ewer, 55. Zelot, 57. Ales, 59. Eta, 60. Aras, 62. Titanen, 65. Snob, 67. Tusch, 69. Farn, 70. Sattler, 73. Brie, 75. Tee, 76. Eton, 78. Erato, 81. Anis, 83. Erde, 85. Asen, 87. Rueckert, 89. Raton, 91. Erik, 93. Ende, 94. Ner, 95. SOS, 97. Oere, 99. Genf, 100. Noe, 103. Tas, 105. Turku, 107. Set, 109. Sill, 111. Mal, 113. Glast, 115. Wade, 116. Esse, 117. Bai, 118. Elke, 119. Areg, 120. Leeuwarden, 121. Karoline. – Senkrecht: 1. Vitamine, 2. Esel, 3. Reim, 4. Arg, 5. Rat, 6. Urologie, 7. Zebu, 9. Ran, 10. Arad, 11. Nabob, 12. Kur, 13. Omar, 14. Rene, 15. Badestrand, 18. Song, 23. Lira, 27. Kalo, 29. Kusu, 31. Mop, 34. Ratz, 36. Sofa, 38. Alo, 40. Newa, 41. Auerstedt, 43. Eklat, 45. Welt, 47. Apenninen, 48. Sete, 50. Grant, 52. Reif, 56. Tasse, 58. Stab, 61. Sole, 63. Arrak, 64. Osterinsel, 66. Beta, 68. Haare, 71. Aera, 72. Rose, 74. Eire, 77. Nero, 79. Tunguska, 80. Oede, 82. Stratege, 84. Eos, 86. Niet, 88. Cent, 90. Not, 92. Krug, 96. Samba, 98. Erle, 101. Oise, 102. Else, 104. Saar, 106. Kalk, 107. Sari, 108. Eden, 110. Leu, 112. Lid, 114. Ter, 115. Wal.

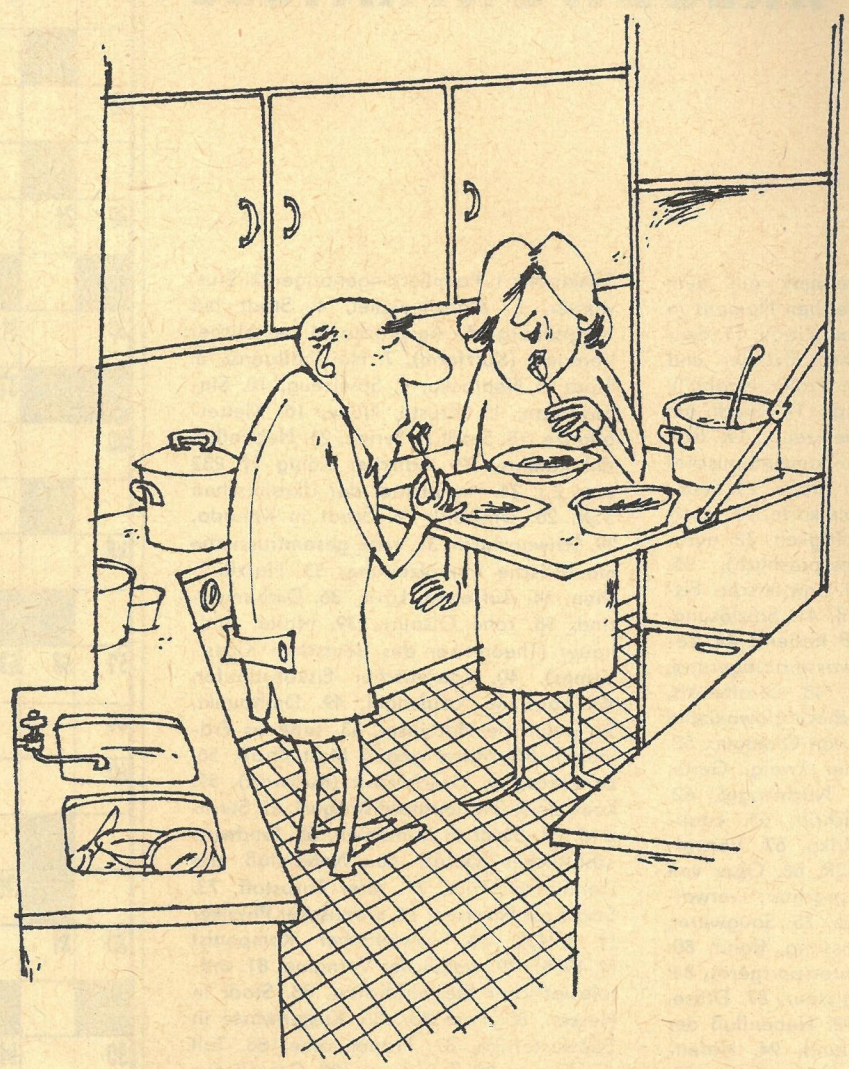
Silbenrätsel. 1. Mesopotamien, 2. Archipel, 3. Nennform, 4. Büchner, 5. Lebertran, 6. Ellington, 7. Imatra, 8. Beresina, 9. Tonnage, 10. Janáček, 11. Ubangi, 12. Nuance, 13. Gelee, 14. Sachalin, 15. Olympiade, 16. Latein, 17. Ausnahme, 18. Naturell, 19. Glinka, 20. Eridanus, 21. Milwaukee, 22. Assistent, 23. Nandu, 24. Nonett, 25. Oberon, 26. Chester, 27. Harpune, 28. Laurin, 29. Escudo, 30. Reichenbach, 31. Nachtigall, 32. Einverständnis, 33. Nemesis, 34. Natrium, 35. Oratorium, 36. Charleston, 37. Heraldik, 38. Nowgorod, 39. Eisenstein, 40. Uranus, 41. Elektra, 42. Giraffe, 43. Eminescu, 44. Warnemünde. – „Man bleibt jung, so lange man noch lernen, noch neue Gewohnheiten annehmen und Widerspruch vertragen kann."



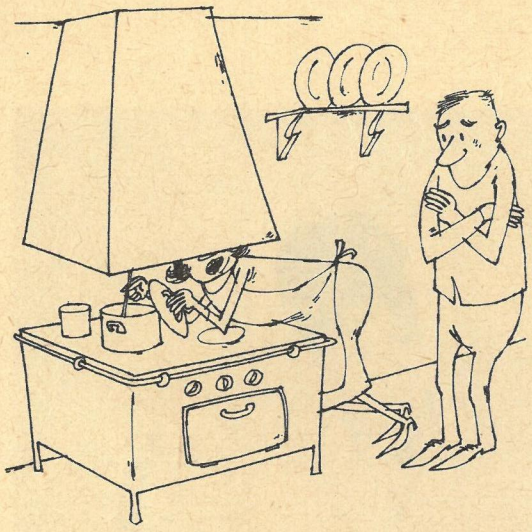
„Da ich nichts von technischen Dingen verstehe, macht mein Mann jetzt den Haushalt!"

RUDI RIEBE:

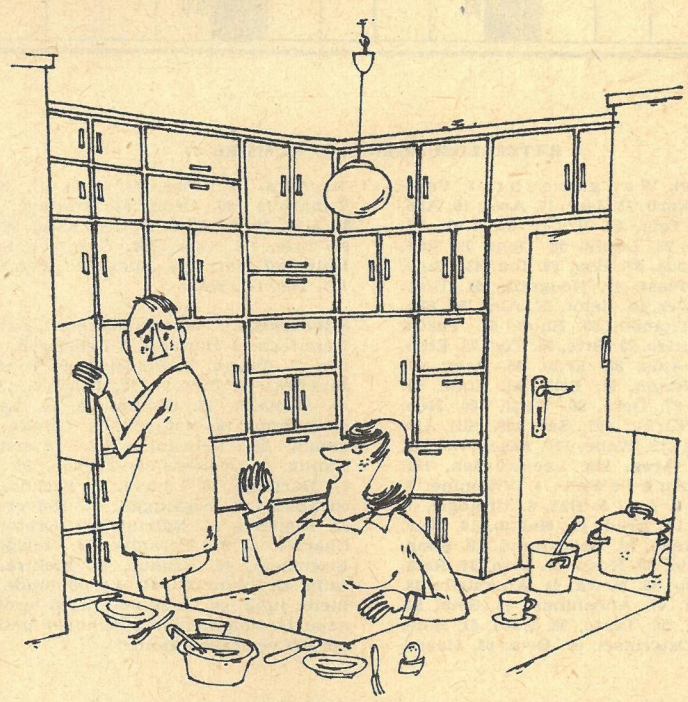
HAUPTSACHE MODERN



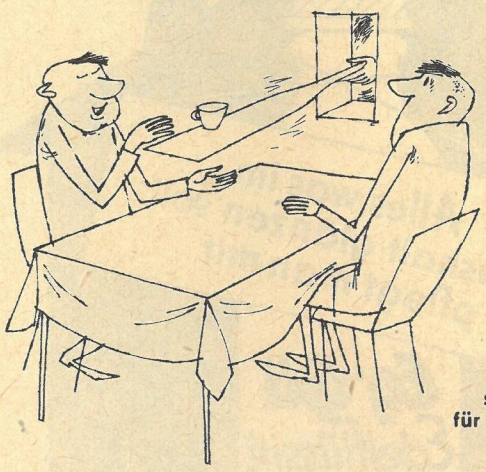
„Ist doch praktisch, die Eßecke direkt in der Küche!"



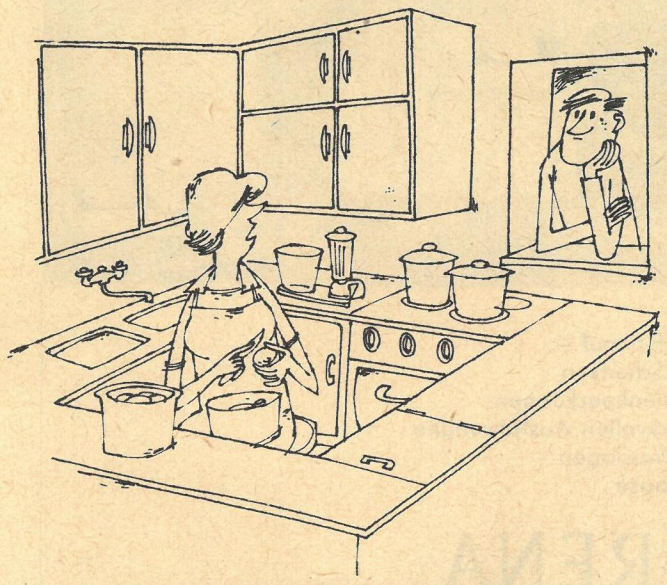
„Ja, ja, der Dunstabzug, den du gebaut hast, ist prima!"



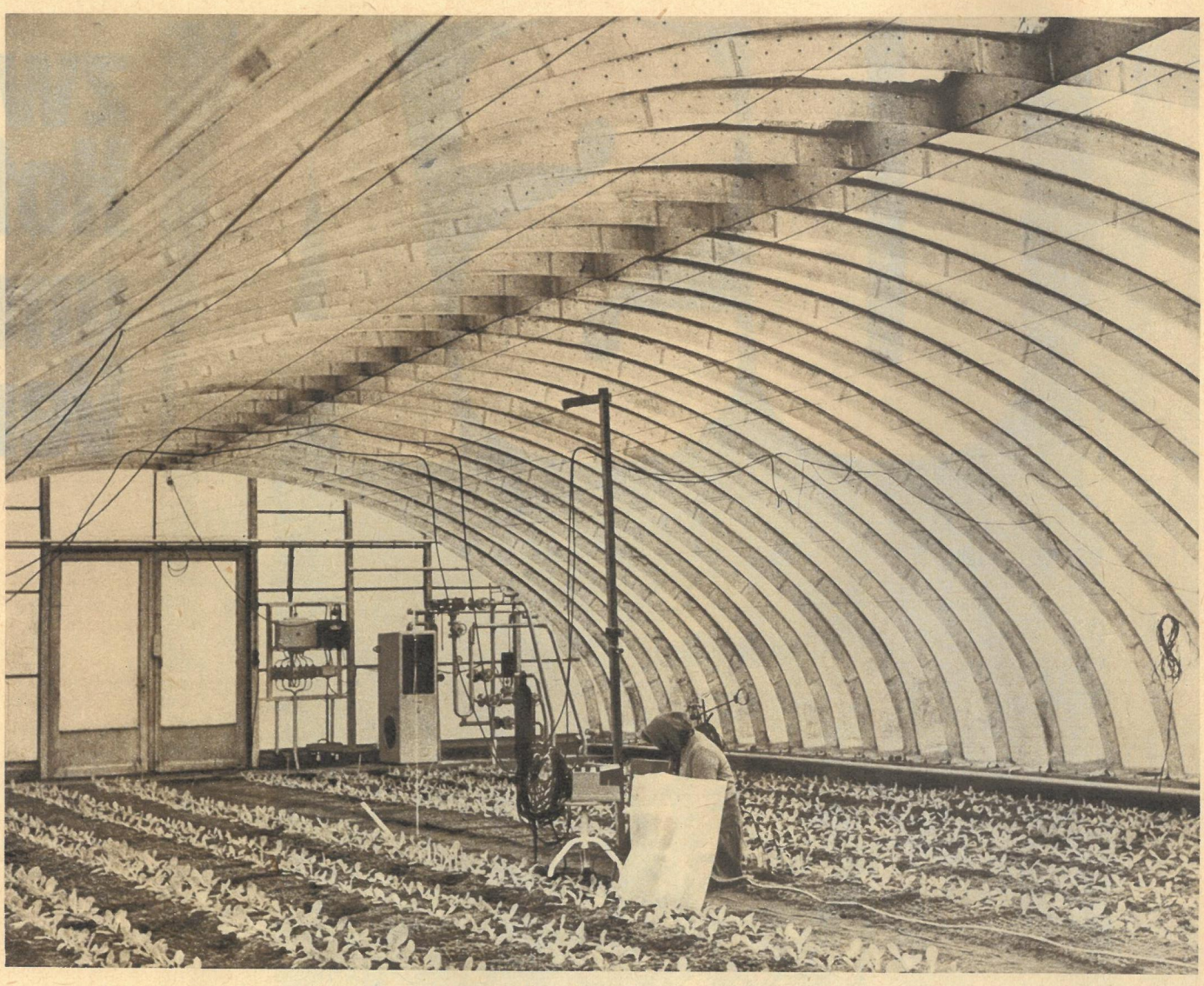
„Schau doch mal im Fach 231 nach da müßte der Pfeffer stehen!"



„Wir hatten sogar noch Platz für eine Durchreiche!"



„Arbeit auf engstem Raum ist ganz schön, aber meine Freiheit ist mir lieber!"

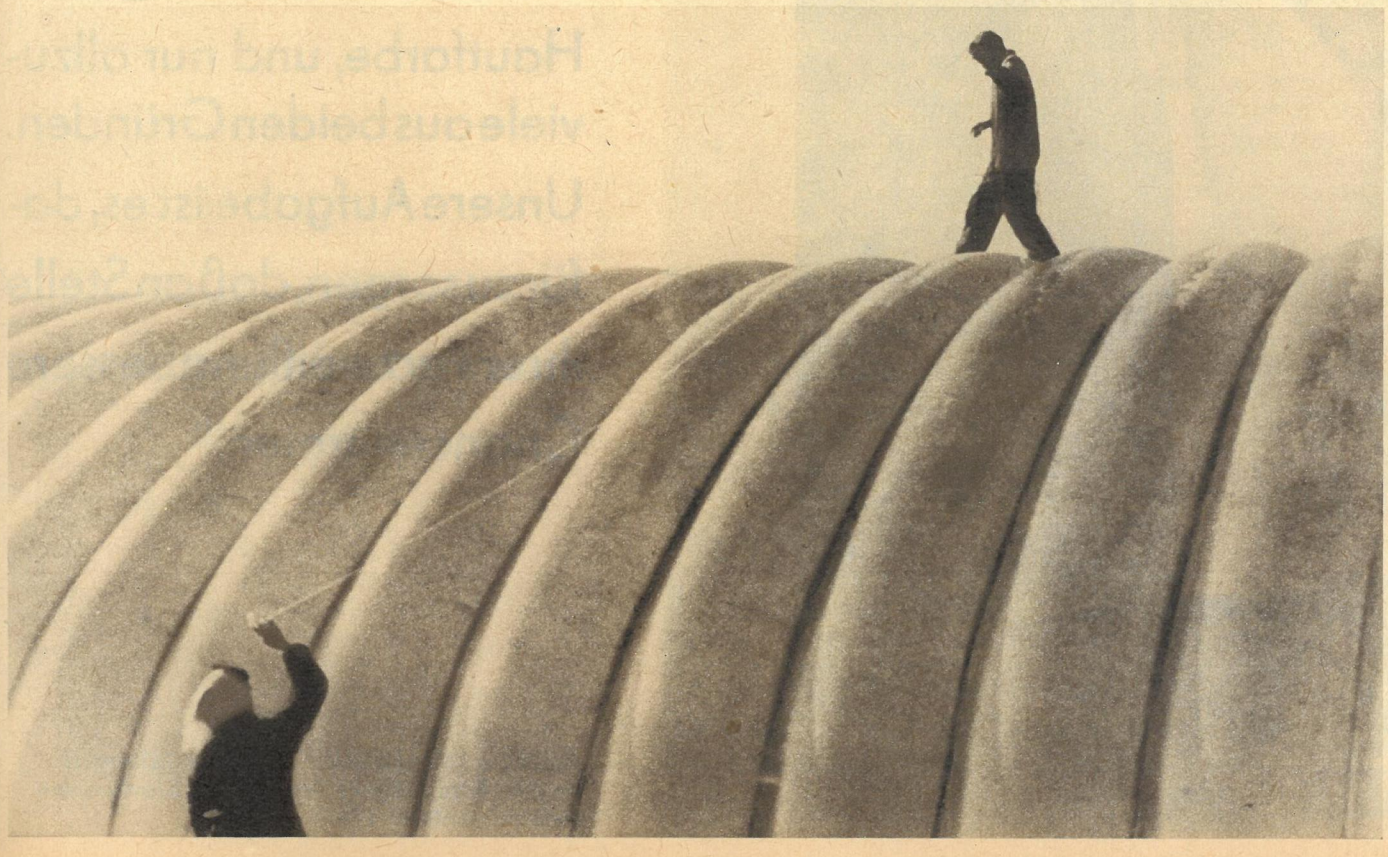


GEWÄCHS-HAUS OHNE GLAS

Das ist eine Gewächshaus-Geschichte. Nicht, weil Floraspezialisten besonders seltene Pflanzen in ihm züchten, sondern einfach, weil es existiert. Die Grünkohl-Heimat steht im Gemüsebau-Institut zu Großbeeren und verweigert Stahl und Glas. Dennoch bleibt es ein Gewächshaus. Gerippe und Fenster bestehen aus glasfaserverstärkten Kunststoffen (GFK) und sind eine der jüngsten Werkstoffgruppen. Zum Unterschied von Plasten und Kunststoffen auf Kohlenstoffbasis beziehen sie ihre Verstärkung aus Glasseidensträngen, -matten oder -geweben. Sie erhöhen mechanische Eigenschaften, Dauertemperatur- und Dauerwärme-Alterungsbeständigkeit. Diese Spezial-Kunststoffentwicklung begann nach 1950. In den vergangenen fünfzehn Jahren produzierten wir glasfaserverstärkte Formteile nach Handwerksmethoden. Am Kunststoffhorizont zeichnet sich jetzt der Beginn einer neuen Etappe ab. Industrielle Serienproduktion verdrängt die Manufaktur. Glasfaserverstärkte Kunststoffe als selbsttragende Konstruktionen finden im Maschinen-, Fahrzeug-, Boots- und Behälterbau sowie in Elektrotechnik und Landwirtschaft sinnvolle Anwendung. Statiker haben Rechnungen für Konstruktionen durchgeführt, die bei geringstem Materialaufwand höchste Festigkeiten besitzen. Grundlegende Untersuchungen im Institut für Kunststoffe führten zur Schalen-Entwicklung als Mehrzweckelemente für hallen- und kuppelartige Flächentragwerke aus selbsttragenden GFK.

Versuche und . . .

In verschiedenen Ländern hat man Polyester-Wellplatten anstelle von Glas für Gewächshausbau eingesetzt. Träger- und Binderkonstruktionen aus feuerverzinktem Stahl blieben jedoch erhalten. Hier wird die große mechanische Festigkeit der GFK-Platten nicht genutzt. Bei uns entstehen schalenartig gekrümmte, eigensteifige, großflächige, selbsttragende, nach dem Baukasten montierbare und industriell zu fertigende Typenschalen für ein Gewächshaus.
Das GFK-Gewächshaus ohne Stahlträger und Binderkonstruktionen weist eine Spannweite von 12 Meter, eine Scheitelhöhe von 4 Meter und 24 Meter Länge auf. Es entspricht dem genormten Stahlglas-Gewächshaus. (MZG 0/55). Doppelt gekrümmte lichtdurchlässige Schalen sind in ihrer Mitte 7,6 Meter lang. Die Dicke beträgt dort 1,2 Millimeter, die der Randglieder 4 Millimeter. Die Breite 75 Zentimeter. Lichtdurchlässigkeit liegt bei 85 Prozent. Die Schalen sind für 50 Kilopond Windlast ausgelegt. Das erste Versuchsgewächshaus ist zwei Jahre in Betrieb, daneben existiert seit drei Jahren ein provisorisches. Beim Pflanzenwachstum unter neuem Dach wurden Vorteile erreicht. Erträge liegen höher, Pflege, Arbeit und Energieaufwand niedriger. Der Weltstand fordert, Gewächshausanlagen in einer Größe von fünf Hektar und darüber. Unsere Entwicklung geht deshalb vom 12- zum 18-Meter-Spannweite-Gewächshaus.



. . . Erfolge um Polyester

Zur Zeit sind wir mit dem 12-Meter-Gewächshaus führend im Weltmaßstab (Fotos). Arbeiten zur Statik und Geometrie für das größere sind abgeschlossen. Schnelle, unbürokratische Überführung der Forschungsergebnisse in die Anwendung sind hervorstechendste Merkmale zwischen allen Beteiligten (Forschungsrat der DDR, Staatssekretariat für Forschung und Technik, Landwirtschaftsrat, Deutsche Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, VEB Jachtwerft Berlin, VEB Plasteverarbeitungswerk Staaken). 1968 läuft der Stahlgewächshausbau aus und an seine Stelle tritt neue Flora-Heimat aus Polyester.

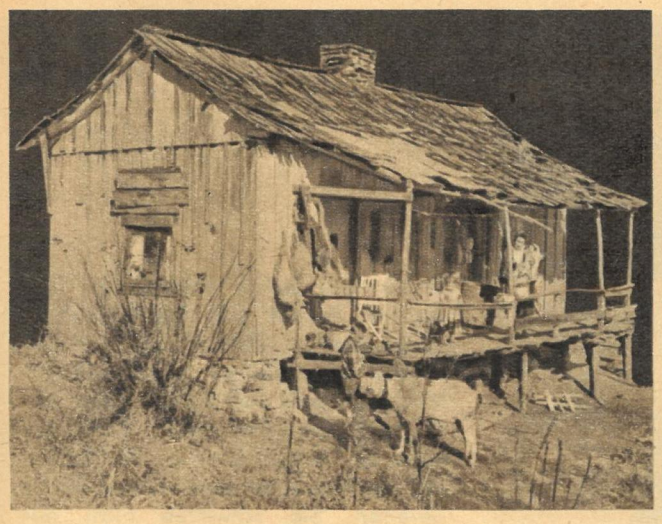
Für „zb" schrieb diesen Aufsatz: Dr. rer. nat. Alfred Wende, Direktor des Institutes für Kunststoffe der Akademie der Wissenschaften. / Fotos: Dipl.-Ing. Heinz Marten, Erich Riedel. / (Der Beitrag wurde redaktionell gekürzt.)

USA

zwischen Hoffnung und Verzweiflung

„Leider leben viele Amerikaner am Rande der Hoffnung – einige infolge ihrer Armut, andere infolge der Hautfarbe, und nur allzuviele aus beiden Gründen. Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß an Stelle ihrer Verzweiflung bessere Chancen treten."

Aus dem Jahresbericht Präsident Johnsons an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika Anfang 1964



Das ist das
reichste Land der Welt:
Millionen Farmer,
von Grund und Boden vertrieben,
aus ihren elenden Bretterhütten
(links) verjagt.
Millionen Tonnen
landwirtschaftliche
Überproduktion,
die vernichtet wird (rechts),
um die Preise zu halten.
Und 5 Millionen Arbeitslose,
denen die
fortschreitende Automatisierung
keine Chance auf einen
neuen Arbeitsplatz läßt (unten).

Zu dem Viertel der Nation, zu den Amerikanern, die vor und nach den Präsidentschaftswahlen zwischen Hoffnung und Verzweiflung lebten und leben, gehören auch die kleinen Farmer und Landarbeiter, über die das westdeutsche Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" (Nr. 15/1964) schrieb:

„Die Farmarbeiter hausen fast ausnahmslos in halb verfallenen Schuppen ohne Strom, Wasser und sanitäre Anlagen. Aber sie leben nie lange genug in einem Elendsquartier, um Anspruch auf Wohlfahrtsunterstützung erheben zu können. Sie wandern von Ernte zu Ernte – von den Zitrushainen Floridas quer durch die USA bis in das Heidelbeergestrüpp der Neuenglandstaaten."

Wie sieht die von Präsident Johnson, der eben wiedergewählt wurde, erwähnte bessere Chance dieser Armen der Nation aus? „Der Spiegel" berichtet:

„Zwei Millionen wandernde Farmarbeiter, die am stärksten ausgebeuteten Arbeiter Amerikas, bekamen in diesem Frühjahr von den Floridafarmern einen Stundenlohn von 60 bis 70 Cent – das ist der halbe USA-Mindestlohn."

Und daran wird sich nichts ändern. Der amerikanische Soziologe Ben H. Bagdikian weiß zu berichten, welche Hoffnung auf bessere Chancen den Ausgebeuteten bleibt. „Inmitten des Wohlstands: Die Armen Amerikas" nennt er sein Buch, in dem es heißt: „1959 ergab eine statistische Erhebung, daß 457 000 Kinder im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren in der Landwirtschaft arbeiten."

In der amerikanischen Landwirtschaft werden die Kleinen von den Großen brutal von Haus und Hof verdrängt. Die großen Getreidefabriken bemächtigen sich rücksichtslos des Bodens der kleinen Farmer. Im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" liegen zur Zeit allein fast 40 Millionen Tonnen Weizen als „nicht realisierbare Produktion", das heißt, als nicht verkäufliche Überproduktion vom Staat aufgekauft, unter Planen im Freien oder in muffigen Lagerhäusern – dem Verderb preisgegeben. Das geschieht in einem Land, über das ein anderer amerikanischer Wissenschaftler, Michael Harrington, in seinem Buch „Das andere Amerika" schreibt: „Es gibt ganze Landstriche, die von einer Paste aus Mehl und Trockenmilch zusammengehalten werden."

Wie wenig die staatlichen Bettelsuppen die aussichtslose Lage der Armen Amerikas ändern, darüber hieß es in einem amerikanischen Filmbericht: „Praktisch tun wir nichts für die Armen. Unsere großzügigen Landwirtschaftsprogramme verteilen Milliarden Dollar an die Farmer, aber nicht an diejenigen Farmer, die verarmt sind." Demnach an die reichen Landbesitzer.

FARMER IM UNTERGANG

Jahr	*Anzahl der bewirtschafteten USA-Farmen*	*Anzahl der in der USA-Landwirtschaft Tätigen*
1920	6 448 000	13 430 000
1930	6 289 000	12 490 000
1940	6 097 000	10 970 000
1950	5 379 000	9 340 000
1956	4 783 000	7 870 000
1959	3 704 000	7 650 000
1961	3 504 000	7 150 000

Statistische Zahlen erscheinen vielen Menschen uninteressant und trocken. Aber die amerikanische Zeitung „Science Service" nennt eine Zahl, die das allgemein gehaltene Wort Präsident Johnsons von den Armen Amerikas auf erschütternde Weise lebendig macht: „Amerika hat elf Millionen funktionelle Analphabeten, die nicht einmal die Gebrauchsanweisung auf den Lebensmittelpaketen lesen können, die sie vom Staat erhalten."

Unter den Empfängern staatlicher Lebensmittelunterstützungen befinden sich nicht nur die Arbeitslosen in den Städten, sondern auch – Bettler im Ford! – amerikanische Farmer. Ben H. Bagdikian erklärt die Ursache für diese auf den ersten Blick verblüffende Tatsache: „Es wird allgemein anerkannt, daß ein amerikanischer Farmer, wenn er unter normalen Bedingungen leben will, ein Bruttoeinkommen von wenigstens 10 000 Dollar im Jahr haben muß. In Amerika gibt es aber 350 000 Farmerfamilien, die nur 438 Dollar im Jahr einnehmen."

Der gleiche Fachmann berichtet auch, welchen Ausweg aus der unhaltbaren Lage ein großer Teil der Farmer und Landarbeiter zu sehen und gehen zu müssen glaubt: „In den letzten vier Jahrzehnten sind 27 Millionen Menschen vom Land in die amerikanischen Großstädte geströmt. Das ist eine stärkere Einwanderung als die aus Europa, die von 1880 bis 1920 rund 21 Millionen Menschen in die amerikanischen Städte schleuste."

Mit dem übrigen Amerika waren auch die Ärmsten der Nation vor die Wahl gestellt, sich für Johnson oder für Goldwater zu entscheiden. Von Johnsons Gegner hatten die Amerikaner in den Bretterhütten der Agrarbezirke nichts zu hoffen, außer völliger Verzweiflung. Denn Goldwater hatte offen erklärt: „Die Unterstützung der Darbenden widerspricht dem Recht des Menschen, Hungers zu sterben." Johnson, der sich zu der Aufgabe bekannte, „an Stelle der Verzweiflung bessere Chancen treten zu lassen", wird vom arbeitenden und fortschrittlichen Amerika bei diesem, seinem Wort, genommen werden. Der Wahlausgang beweist, daß die Kraft dazu vorhanden ist.

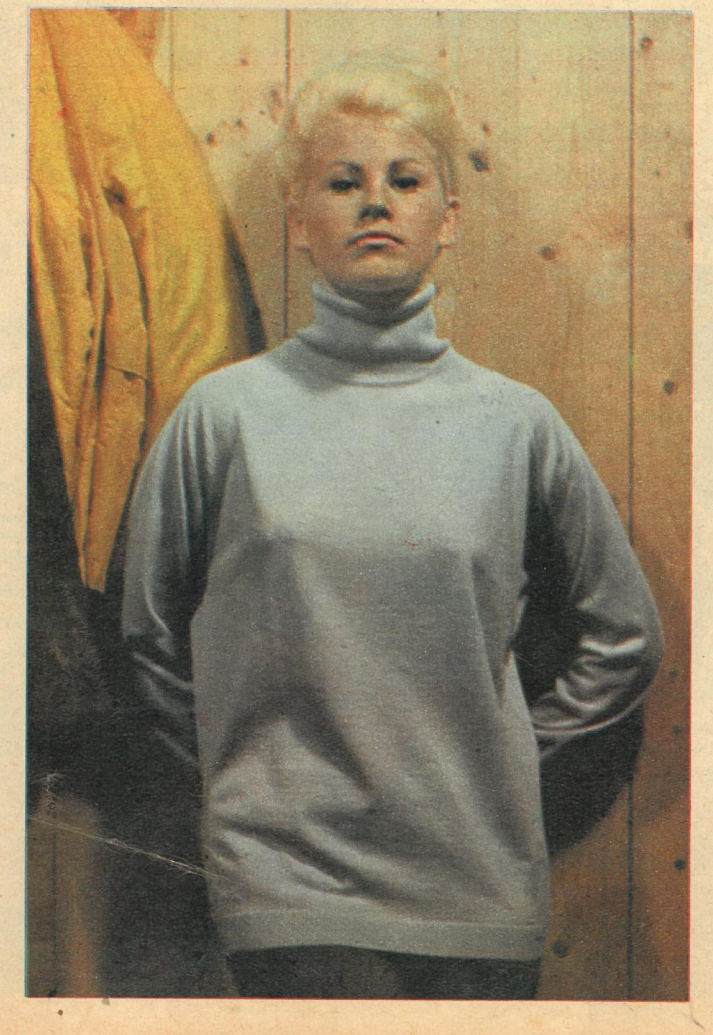
Dokumentation: Forner / Fotos: Kristall, SPIEGEL, ASSOCIATED PRESS

ORANGE ZUM BEISPIEL...

Wenn die Sonne kräftig auf den Asphalt brennt und die Urlauberschlangen zur Ostsee ziehen, sitzen in den Musterbüros des Deutschen Modeinstitutes und einiger Konstruktionsbetriebe Entwerfer, Konstrukteure und Näherinnen an der Arbeit, um die Mode für den Winter vorzubereiten. Sie schwitzen nicht nur wegen der Beschäftigung mit warmgefütterten Mänteln, Anoraks und Jacken aus Dederon, synthetischen Misch- oder Wollgeweben. Ein wenig spielt auch die Ungewißheit mit, wird der konsequent sportliche Stil der Modelle, werden neue Material- und Farbkompositionen ankommen – Orange zum Beispiel?

Neuschnee am Fichtelberg nutzte die Redaktion, um einige dieser Modelle des Deutschen Modeinstitutes und der Firmen „Synthetex" und „Tenisana" vorzustellen.

Anoraks aus Dederon in kräftigen Farben oder pastellig nuanciert, uni und kariert, salopp im Schnitt, gefallen durch Zweckmäßigkeit. Die warmen Steppinnenfutter aus Polytex oder Wolpryla interessieren den Käufer genauso wie die unter oder in



den Kragen zusammenlegbare angesetzte Kapuze. Skihemden aus den verschiedensten Materialien – stark von der russischen Folklore beeinflußt – können ebenso über schmalgeschnittenen Skihosen getragen werden wie die intensivfarbigen Apreskijacken aus Tuch- oder Flauschwollgeweben zu Röcken und Hosen. Unentbehrlich sind dünngestrickte, einfarbige modische Rollkragenpullover; sie bedürfen ihrer vielseitigen Verwendbarkeit wegen keiner Fürsprache. Amüsante, individuelle Möglichkeiten der Zusammenstellung bieten Tücher, Schals, Handschuhe und Sportstrümpfe.

Fotos: Friedemann
Text: Winter